

UNIVERSITÄTS- GOTTESDIENSTE WUNDER DER WISSENSCHAFT



Sommersemester 2026
KANZELREDEN

Bild auf der Titelseite:

Türgriffe am Eingang zum LMU-Hauptgebäude vom Geschwister-Scholl-Platz, hergestellt von Franz Mikorey in den 1950er Jahren, mit Symbolen der philosophischen, naturwissenschaftlichen, medizinischen und theologischen Fakultät. Foto: M. Wallraff.

1 Biophysik

Apostelgeschichte 17,24–28

Prof. Dr. Petra Schwille

Sonntag Jubilate, 26. April 2026

2 Astrophysik

Prof. Dr. Harald Lesch

Sonntag Rogate, 10. Mai 2026

3 Philosophie

Apostelgeschichte 2,14–24

Prof. Dr. Dr. Johannes Wallacher

Pfingstsonntag, 24. Mai 2026

4 Archäogenetik

1. Johannesbrief 4,16b–19

Prof. Dr. Philipp Stockhammer

1. Sonntag nach Trinitatis, 7. Juni 2026

5 Medizin

Matthäus 9,18–34

Prof. Dr. Martin Reincke

3. Sonntag nach Trinitatis, 21. Juni 2026

6 Psychologie

1. Könige 19,2–15a

Prof. Dr. Thomas Ehring

5. Sonntag nach Trinitatis, 5. Juli 2026

7 Theologie

Matthäus 7,28 f.

Prof. Dr. Martin Wallraff

Mittwoch, 15. Juli 2026

Ökumenischer Abendgottesdienst in St. Ludwig

Biophysik

Sonntag Jubilate, 26.4.2026

Prof. Dr. Petra Schwille

(Direktorin der Abteilung „Cellular and Molecular Biophysics“ am Max-Planck-Institut für Biochemie, Honorarprofessorin an der Fakultät für Physik)

Gott, der die Welt gemacht hat und alles, was darinnen ist, er, der Herr des Himmels und der Erde, wohnt nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind. Auch lässt er sich nicht von Menschenhänden dienen wie einer, der etwas nötig hätte, da er doch selber jedermann Leben und Odem und alles gibt. Und er hat aus einem Menschen das ganze Menschengeschlecht gemacht, damit sie auf dem ganzen Erdboden wohnen, und er hat festgesetzt, wie lange sie bestehen und in welchen Grenzen sie wohnen sollen, dass sie Gott suchen sollen, ob sie ihn wohl fühlen und finden könnten; und fürwahr, er ist nicht ferne von einem jeden unter uns. Denn in ihm leben, weben und sind wir.

Apostelgeschichte 17,24–28

Liebe Freunde der Wissenschaft,

als ich eingeladen wurde, in dieser Kirche einen Gottesdienst zum Thema „Wunder der Wissenschaft“ mitzugestalten, habe ich diese außergewöhnliche Einladung sehr gerne angenommen, ohne mich zunächst groß um Datum und Predigttext zu kümmern. Denn irgendwie gehört das ja auch zu den spannenden Fragen in Gottesdiensten, was der Mensch auf der Kanzel aus dem jeweiligen Bibeltext macht, der ja immer eine gewisse Wundertüte ist und nicht selten etwas sperrig daherkommt.

Dass ich also ausgerechnet einen Text erwischen würde, der so nah an die Wissenschaft der neutestamentlichen Zeit herankommt, und zwar nicht nur im intellektuellen, sondern im wirklich geographischen Sinn, das hatte ich nicht geahnt, und mich dann wirklich darüber gefreut.

Damals war das Zentrum der Wissenschaft in unserem Teil der Erde ja das antike Griechenland, und unser Predigttext ist der Versuch des

Paulus, auf dem Areopag in Athen, also sozusagen dem Zentrum des Zentrums, auf sich und seinen neuen Gottesglauben aufmerksam zu machen. Dort war sicherlich die Mehrheit des Publikums nicht auf Konversion zu einer vorderasiatischen Religion erpicht, zumal die Gegend schon damals nicht für Frieden und ein gutes Leben stand. Entsprechend wenig missionarisch gibt sich Paulus hier, und hält sich mit allzu expliziten Messias-Bezügen zurück.

Stattdessen, wenn man so will, behandelt er die ganz großen Menschheitsfragen, die ja schon immer auf direktem Weg in irgendeine Art von Gottesbeziehung geführt haben, ganz gleich, wie dieser Gott aussieht – ob er einer ist, oder eine, oder viele, ob er lebt oder tot ist, ob es ihn gibt oder eben nicht. Diese Fragen lauten: was bin ich und was ist die Welt, die nicht ich ist? Woher kommt diese Welt, woher kommt der Mensch, und was ist seine Aufgabe in der Welt? Und er verknüpft diese uralten Menschheitsfragen wie selbstverständlich mit einem Begriff, der, für mich jedenfalls, eine fast schon selbstverständliche Gottesbeziehung herstellt: der Begriff des Lebens – „in ihm leben, weben und sind wir“.

Genau hier berührt sich unser heutiger Predigttext, der Ausflug des Paulus ins Herz der griechischen Philosophie, aufs Schönste mit der Aufgabe, die an mich als heutige Kanzelrednerin gestellt ist, nämlich Ihnen die „Wunder der Wissenschaft“ nahezubringen. Für mich persönlich gibt es nämlich kein größeres Wunder und nichts, das ich mit meiner eigenen Forschung lieber erforschen möchte, als genau dieses: das Leben.

„Was ist Leben?“ Wie oft wurde diese Frage schon gestellt, in philosophischem, theologischem, wissenschaftlichem und natürlich künstlerischem Kontext. Es gibt seit den ersten Aufzeichnungen menschlichen Denkens unzählige Versuche einer Antwort, zweifelnde wie dogmatische, schwärmerische wie zynische, kurze wie lange, mehr oder weniger befriedigende, aber bis zum heutigen Tag niemals eine wirklich abschließende, obwohl sich Autoritäten von Aristoteles bis zur NASA an dieser Frage abgearbeitet haben. Zwei besonders berühmte Fragesteller und deren Antworten, die mich auf meiner Suche besonders beeindruckt haben, möchte ich Ihnen

heute kurz vorstellen, bevor ich meinen eigenen Weg schildere, mich mit meiner Forschung zumindest einer Antwort anzunähern.

Meine erste Lieblingsbehandlung dieser Frage, und die wunderbar ironische Verweigerung einer Antwort, mit der ich diese Kanzelrede sprachlich etwas aufpeppen möchte, stammt von Thomas Mann. In seinem „Zauberberg“ widmet sein einfacher Held Hans Castorp sich während seiner sieben Jahre im Sanatorium „Berghof“ neben der Politik, der Philosophie, dem Skifahren, der Musik und natürlich auch der Liebe für eine gewisse Zeit der Wissenschaft, und als anerkannt Kranker natürlich vor allem der Lebenswissenschaft. Im Kapitel „Forschungen“ schreibt Thomas Mann: *“Was war das Leben? Niemand wusste es. Niemand kannte den natürlichen Punkt, an dem es entsprang und sich entzündete. [...] Wenn sich etwas darüber aussagen ließ, so war es dies: es müsse von so hoch entwickelter Bauart sein, dass in der unbelebten Welt auch nicht entfernt seinesgleichen vorkomme. Zwischen der scheinfüßigen Amöbe und dem Wirbeltier war der Abstand geringfügig, unwesentlich, im Vergleiche mit dem zwischen der einfachsten Erscheinung des Lebens und jener Natur, die nicht einmal verdiente, tot genannt zu werden, weil sie unorganisch war. Denn der Tod war nur die logische Verneinung des Lebens; zwischen Leben und unbelebter Natur aber klaffte ein Abgrund, den die Forschung vergebens zu überbrücken strebte. Man mühte sich, ihn mit Theorien zu schließen, die er verschlang, ohne an Tiefe und Breite im geringsten dadurch einzubüßen.”*

Mehr als hundert Jahre sind seit dieser herrlichen resigniert-ironischen Prosa über das Geheimnis des Lebens vergangen, und seither hat der genannte Abgrund noch sehr viel mehr Theorien verschlungen, obwohl – oder vielleicht gerade weil – wir heute über die ganz speziellen Eigenschaften dieses besonderen Phänomens so unfassbar viel mehr wissen als man es sich zu Thomas Manns Zeit überhaupt vorstellen konnte. Die Aufklärung der DNA-Struktur, eines Moleküls, das wie kein anderes die „Visitenkarte des Lebens“ darstellt, durch Watson und Crick im Jahr 1953 hat eine geradezu explosionsartige Wissensvermehrung in den Lebenswissenschaften ausgelöst, die bis heute anhält und dazu führt, dass

Biologielehrbücher bereits auf der Zeitskala eines 5-jährigen Studiums veralten.

Vermutlich ist es das Erfolgsgeheimnis der modernen Biologie, dass sie seit Watsons und Cricks revolutionären Einsichten ganz und gar auf dem festen Boden der DNA aufbaut, und sich fast ausschließlich mit Systemen beschäftigt, die unserer eigenen Biologie in ihrem grundlegenden Aufbau ähneln, dem so genannten „zentralen Dogma“. Zusammen mit der Darwin'schen Evolutionstheorie, die beschreibt, wie sich das Leben auf der Erde durch Mutation der Erbinformation (also der DNA), Selektion und Vermehrung zu der enormen Vielfalt entwickelt hat, die wir heute bestaunen, bewegt sich die Biologie also auf halbwegs sicherem Terrain und vermeidet den von Thomas Mann genannten „Theorien verschlingenden Abgrund“, die Frage also, wie überhaupt je etwas Lebendes erstmals in die Welt kommen konnte, vermutlich also noch vor jeder ersten DNA.

Was nicht heißt, dass die biologische Frage nach der allerersten DNA-basierten Lebensform, von der wir alle abstammen – denn das ist letztlich das, was Darwin postuliert hat, und was bis heute akzeptiert wird – nicht ebenfalls schwindelerregend sein kann. Die Möglichkeiten, die sich uns heute durch einen unglaublichen Datenschatz an genetischen Informationen von Myriaden von Lebensformen bieten, zusammen mit unseren technischen Kapazitäten wie der KI, sie hierarchisch und zeitlich zu ordnen, sind atemberaubend. Derzeit geht man von einem geheimnisvollen Urorganismus aus, LUCA genannt, auf den sich alles Leben auf der Erde in direkter Linie zurückführen lässt. Wie erstaunlich viel wir heute über diesen Organismus wissen, obwohl er nie gefunden wurde und wohl auch nie gefunden werden wird, ist eine ganz eigene Thematik, womit man überaus spannende Vorträge und Kanzelreden füllen könnte.

Doch ich möchte tatsächlich das Wagnis eingehen, mich dem gefährlichen Abgrund zu nähern, der mich wie viele vor mir magisch anzieht, und der, wenn man ihm wissenschaftlich zu Leibe rücken will, letztlich auf die Frage zugespitzt werden muss, an welchem Punkt in der Zeit, oder auch in der Geschichte der Materie auf der Erde, dieses ganz spezielle Phänomen erstmals in Erscheinung trat, das wir Leben nennen. Denn das ist ja das

Faszinierende, dass Menschen immer und überall überzeugt davon waren, dass es diesen einen Punkt gegeben haben muss, an dem die „unbelebte“ Materie aufgehört hat, unbelebt zu sein, also eine Existenzform anzunehmen, die sich irgendwie einer rein mechanischen Beschreibung entzieht. Aristoteles war vielleicht nicht der erste, aber sicherlich der wirkmächtigste Denker, der dies durch eine „Beseelung“ der Materie beschreibt, durch einen irgendwie gearteten Prozess, dessen Ursprung völlig unbekannt ist, und der natürlich religiös wunderbar ausgeschlachtet werden kann und wurde.

Für die wissenschaftliche Beantwortung der Frage, was den qualitativen Übergang von unbelebter zu belebter Materie eigentlich nun genau ausmacht, hilft der Begriff der „Beseelung“ bekanntlich nicht weiter. Stattdessen wäre es wichtig, die besondere Eigenschaft lebender Systeme, die sich beim postulierten Übergang zum belebten Zustand ändert, irgendwie messbar zu machen. Hier gibt uns Aristoteles einen Begriff, der zwar immer noch fern jeder physikalischen Behandlung ist, uns vielleicht aber etwas weiter bringt, und zwar den Begriff der „Entelechie“, also der offensichtlichen Zielgerichtetheit lebender Systeme, der sich auch sehr schön mit der Beobachtung aus der Biologie verträgt, dass sich alles Leben auf der Erde durch Evolution fortlaufend verändert, als würde es sich selbst auf ein bestimmtes Ziel hin optimieren. Ist es vielleicht möglich, so etwas wie Zielgerichtetheit, unter der Wirkung physikalischer Gesetze, mit Methoden der Wissenschaft zu beschreiben und zu erforschen?

An dieser Stelle ist es nun höchste Zeit, meine zweite Lieblingsreferenz zum Thema ins Spiel zu bringen, die ich für eine der erhellendsten aus dem Kanon der Naturwissenschaft halte, ebenfalls aus der Zeit vor Watsons und Cricks epochaler Einsicht, wenn auch nur ganz kurz vorher. Es ist das Büchlein „Was ist Leben?“ des berühmten Physikers Erwin Schrödinger, eine Übersetzung der ursprünglich auf Englisch unter dem Titel „What is life?“ publizierten Zusammenfassung von Vorlesungen, die Schrödinger in der Emigration während des Zweiten Weltkriegs am Trinity College in Dublin gehalten hat. Dort wurde ihm freundlicherweise Sicherheit, intellektuelle

Freiheit und ein stattliches Gelehrtengehalt unter der Voraussetzung geboten, der interessierten Öffentlichkeit mit gelegentlichen Vorlesungen ein klein wenig Einblick in die Gedankenwelten eines wissenschaftlichen Superstars zu gewähren. Zu unser aller Glück nahm Schrödinger davon Abstand, den Dublinern die Feinheiten der Schrödingergleichung näherbringen zu wollen. Stattdessen entwickelte er fundamentale neue Ideen zur Biologie seiner Zeit, von denen zwar einige, wie zur Struktur der Erbinformation, kurz darauf widerlegt wurden, aber eine sehr wirkmächtige Formulierung der Besonderheit lebender Systeme geblieben ist: und zwar deren Fähigkeit, durch ständigen Fluss von Energie durch sie hindurch Ordnungsstrukturen aufzubauen und zu erhalten, und sich so dem durch den 2. Hauptsatz der Thermodynamik postulierten Verfall dieser Ordnung, durch Entropie, zu entziehen. Plastisch gesprochen „ernährt“ sich Leben also in gewisser Weise von „negativer Entropie“.

Dies physikalisch näher auszuführen, sprengt den Rahmen dieses Vortrags, aber dieses frühe Konzept von Nichtgleichgewichtssystemen, also Systemen, die durch permanenten Energieumsatz fern des thermodynamischen Gleichgewichts existieren können, sich dort selbst organisieren, räumliche Muster und viele andere spannende neue Eigenschaften ausbilden, wurde bald in Physik, Chemie und vor allem auch in der Entwicklungsbiologie begeistert aufgenommen und erweitert. Die gesamte Wissenschaft der Selbstorganisation, die später vor allem von Nobelpreisträger Ilya Prigogine geprägt wurde, ist bis heute vermutlich die wichtigste Ausgangsbasis, um experimentelle Systeme zu entwickeln und zu beforschen, die wenigstens im Ansatz die Besonderheit lebender Systeme abbilden. Doch obwohl die Biologie voll ist von Mustern und Ordnungsstrukturen, und die Biologen bereits seit Schrödingers Ideen und den kurz darauf nachfolgenden mathematischen Formulierungen zur Musterbildung durch den berühmten englischen Mathematiker Alan Turing bestrebt sind, lebende Systeme mit diesen Theorien zu beschreiben, blieben doch die Modellsysteme aus der Biologie, an denen sich Selbstorganisation quantitativ studieren lässt, lange Zeit sehr komplex und basierten natürlich auf aktuell lebenden Organismen. Wie aufgrund von Selbstorganisations-

Prozessen die kleinste Einheit der Biologie, die Zelle, erstmals entstehen kann, entzieht sich bis heute der experimentellen Arbeit. Und genau hier setzt nun meine eigene Forschung an, die ich Ihnen zum Schluss kurz vorstellen möchte.

Wir fassen zusammen: Der mysteriöse hypothetische Übergang von der unbelebten Materie zum ersten System, das je gelebt hat, liegt in den Tiefen der Vergangenheit und in den Weiten des Weltalls. Von allem, was wir heute wissen, ist es noch nicht einmal ausgeschlossen, dass es in Zuge des Einschlags von Himmelskörpern auf unsere frühe Erde gekommen ist, wir können nur anhand naturwissenschaftlicher Daten und Theorien in etwa sagen, wann es angefangen hat, seine unbekannten Ziele hier auf der Erde mit Hilfe von Evolution zu verfolgen, das muss in etwa vor 3-4 Milliarden Jahren gewesen sein. Was wir ebenfalls heute wissen, ist, dass es für eine solche Evolution dreierlei benötigt: 1) Energie, um dem thermodynamischen Verfall zu entgehen, 2) Information, um überhaupt so etwas wie ein „Selbst“ sein zu können, und 3) eine Hülle, um sich selbst von seiner Umgebung zu unterscheiden. Wenn wir nun noch die Energie etwas genauer fassen, nämlich Energie, die in chemischen Bindungen steckt, die permanent neu geschlossen und gelöst werden können, dann haben wir den Begriff des Metabolismus, also des Stoffwechsels, und mithilfe von Stoffwechsel, Information und einer Hülle ergibt sich die definitionsgemäß kleinste mögliche Einheit des Lebens: die Zelle. Unser technisches Ziel ist also konkret folgendes: die einfachste mögliche lebende Zelle aus Bausteinen zusammenzubauen, die selbst nicht leben.

Das Schöne an diesem so formulierten Ziel gegenüber der Suche nach dem tatsächlichen historischen Ursprung des Lebens auf der Erde oder der Herleitung theoretischer Gesetze, die das Phänomen des Lebens als solches quantifizierbar machen – beides hochinteressante Forschungsfelder, die auch in München beforscht werden – ist an unserem Ziel, dass der Übergang von einem System, das keine Zelle ist, zu einem System, das eine Zelle ist, entlang recht gut definierter, eng umrissener Eigenschaften erfolgt, die man mit gut etablierten Methoden und Techniken wie der

Mikroskopie untersuchen kann. Eine Zelle bildet durch ihren Stoffwechsel getrieben raumzeitliche Muster aus, sie kann sich teilen und replizieren, sie interagiert mit ihrer Umgebung, wächst und stirbt, und enthält bei all dem eine unverwechselbare stoffliche Identität, eine „Information“, die an ihre Nachkommen weitergegeben wird.

Und genau diese Eigenschaften versuchen wir nun aus so wenigen verschiedenen Informations-Bausteinen, also Genen, wie möglich nachzubauen. Während heutige Zellen mindestens 1000 oder mehr Gene haben, arbeiten wir mit Systemen, die nur eine Handvoll davon aufweisen, und können doch bereits sehen, wie essentielle Eigenschaften von Zellen, wie Musterbildung und autonome Teilung, in diesen absolut minimalen Systemen bereits zu sehen sind. Die erstaunliche Erkenntnis unserer Arbeit ist angesichts der Komplexität des Lebens, dass für Eigenschaften wie raumzeitliche Musterbildung, Bewegung und Teilung verhältnismäßig wenig molekulare Vielfalt erforderlich ist, wenn man nur ein wenig chemische Energie zugibt und den Systemen erlaubt, diese Energie in neue Formen und Strukturen zu übersetzen.

Um nun zum Ende und zu einem vorläufigen Fazit zu kommen, das ich Ihnen nach Hause mitgeben möchte: Man kann sich angesichts dieser wunderschönen Experimente, die ich Ihnen hier ohne Bildschirm und Leinwand natürlich nicht plastisch vorführen kann, des Eindrucks nicht erwehren, dass das Geheimnis des Lebens im erstaunlichen Design der Moleküle steckt, die es hervorbringen, und dieses wiederum in der Natur der Atome, aus denen diese Moleküle aufgebaut sind. Und diese wiederum auf den bekannten, aber auch vielen noch völlig unbekannten Gesetzen der Physik beruhen, die wir Wissenschaftler im Laufe unserer Geschichte zusammengetragen haben und immer noch weiter zusammentragen.

Das Staunen vor dem Phänomen des Lebens bleibt, je mehr wir darüber wissen und verstehen, aber es wandelt sich von einem Staunen über etwas, das ganz anders ist als die Welt, aus der es hervorgeht, in ein Staunen über die Welt in ihren kleinsten Teilen, in denen doch irgendwie alles, was wir Leben nennen, schon angelegt ist. Irgendwann in den

tiefsten Tiefen der Vergangenheit, kam es, getrieben von Chemie und Physik, zu dieser schicksalsträchtigen Zusammenrottung von Molekülen zu einer allerersten Zelle, zu der Initiation von chemischen Reaktionen, die sich zwar über die Jahrmilliarden ständig verändert, die aber nie jemals aufgehört haben. Wenn man so will, gehen diese urzeitlichen Reaktionen bis heute weiter, in einem ununterbrochenen Strom der Weitergabe von Energie und Information.

Wer Gott also nicht in Tempeln findet, die mit Händen gemacht sind, und wer auch sonst generell skeptisch bezüglich allzu konkreter Gottesvorstellungen ist, kann ihn möglicherweise genau dort finden: in diesem ewigen, nie endenden, und sich doch immer wieder neu hervorbringenden Prozess des Lebens. Er lebt in uns und wir in ihm.

Astrophysik

Sonntag Rogate, 10.5.2026

Prof. Dr. Harald Lesch

(Professor am Lehrstuhl für Astronomie und Astrophysik, Lehrbeauftragter für Naturphilosophie an der Hochschule für Philosophie München)

Liebe Mitbewohner dieses Planeten!

Wie kommt man eigentlich als Geschöpf mit 1,5 Kilogramm Erkenntnisapparat dazu, sich Gedanken über den ganzen Kosmos machen zu können? Was für eine Anmaßung, dass wir irgendetwas Vernünftiges über das Größte, von dem wir wissen, sagen können. Wie kann man sich nur einbilden, über fremde Welten, die irgendwo in unglaublichen Abständen vor ewig langer Zeit entstanden, sich entwickelt haben, irgendetwas Sinnvolles, Nachvollziehbares, Plausibles, ja sogar Konkretes zu sagen?

Das ist eine merkwürdige Wissenschaft, diese Astrophysik, diese Physik vom Himmel, die eigentlich überhaupt nur dann funktioniert, wenn der Himmel mit uns ist. Nämlich, wenn sich dort oben die gleichen Gesetze abspielen, wie wir sie hier von der Erde kennen. Ohne diese Überlegungen der Naturgesetzlichkeit des Kosmos lässt sich überhaupt nichts Vernünftiges über den Himmel sagen.

Natürlich kann jeder und jede von uns vor allen Dingen abends von unserem Planeten am Rande des kosmischen Meeres aus sehen, dass offenbar da draußen nicht viel sein kann, sonst würden wir die Sterne nicht sehen. Zwischen unseren Augen und diesen Sternen ist offenbar nichts, was das Licht verschluckt hätte. Das bedeutet: da draußen ist eine Leere in einem Übermaß, das man sie sich eigentlich kaum vorstellen kann. Das Universum ist fast völlig leer und gestattet uns mit Teleskopen sogar in Entfernungen zu blicken, die weit über das Alter unseres eigenen Sonnensystems hinausgehen. Milliarden von Lichtjahren weit entfernt sind die Objekte, die wir sehen.

Und nicht nur die Größe des Raumes ist erstaunlich, sondern auch die Größe der Zeit, die interessanterweise tatsächlich einen Anfang hat. Im Jahr

1929 wird zum ersten Mal richtig bedacht und beobachtet, dass das Universum sich offenbar ausbreitet. Es hat eine Geschichte. Das Universum ist ein geschichtliches Objekt, das eine Geburt gehabt hat. Es hat einen Anfang gehabt. Und aus diesem Anfang heraus ist alles geworden, was geworden ist.

Das ist die ganz kurze Geschichte des Universums. Und das ist überraschend. Es gibt kein ewiges Universum, das schon immer da war, sondern einen Anfang, einen Moment des Beginns, einen Tag ohne gestern. Das ist wissenschaftlich nachgewiesen. Und zwar genau mit den Methoden, die wir hier auf der Erde benutzen, um die Materie zu untersuchen, in ihre aller kleinsten Bausteine zu zerlegen und die Fundamente, die fundamentalen, elementarsten Teilchen zu entdecken, aus denen alles besteht. Das Erstaunliche dabei ist: Am Anfang des Universums fällt das aller kleinste, nämlich das elementarste Teilchen, das wir kennen, mit dem aller größten, nämlich dem ganzen Universum zusammen. Was für ein Irrsinn. Hegel würde sich sehr freuen: nur das Ganze ist das Wahre. Und das war am Anfang offenbar sehr wahr.

Was für Erkenntnisse haben sich daraus ergeben? Ich bin vor einigen Tagen im Gran Sasso Tunnel gewesen, 1400 Meter unter der Oberfläche der italienischen Abruzzen. Dort unten wird mit einer Präzision, die nahezu unmenschlich ist, versucht nachzuweisen, woraus das Universum tatsächlich bestünde. Denn seit einigen Jahren haben wir ziemlich starke Hinweise, dass nicht nur das Material, das wir kennen, im Universum existiert, Materie, die mit elektromagnetischer Strahlung wechselwirkt, also Licht abgibt und auch Licht aufnimmt, so wie wir alle, so wie das Ganze, das wir um uns herum kennen, sondern auch eine Form von Materie, die überhaupt keinerlei Wechselwirkung hat, außer, dass sie schwer ist. Sonst nichts. Dunkle Materie, die einfach nur da ist und mit nichts wechselwirkt. Wir kennen das aus der Physik. Wir kennen solche Teilchen. Wenn Sie Ihren Daumen hochhalten, fliegen pro Sekunde durch Ihren Daumennagel so viele Neutrinos von der Sonne, wie es Sterne in der Milchstraße gibt. Fast 100 Milliarden. Und

Sie merken nichts davon, gar nichts. Teilchen, die nur ganz schwach wechselwirken. Also wissen wir: Es gibt diese unsichtbaren, scheinbar nicht wirksamen Bereiche im Universum, und trotzdem müssen wir auf diese dunkle Materie bestehen, denn wir sehen, dass sich die Lichtwege im Universum dort krümmen, wo scheinbar nichts ist. Das ist aber laut unserer Theorie, der allgemeinen Relativitätstheorie, nur dann möglich, wenn dort Masse die Raumzeit verformt, verändert. Das heißt: wir sehen etwas, ohne es zu sehen. Wir können nachweisen, dass es da sein muss und zugleich bleibt eines der größten Rätsel, die wir in der Astrophysik haben, dass es fünf- bis sechsmal mehr dunkle Materie gibt, als es leuchtende Materie gibt, also so etwas wie wir. Und zugleich erkennen wir in den Beobachtungen tief im All, dass die dunkle Materie die Voraussetzung dafür geliefert hat, dass überhaupt irgendeine Galaxie, irgendeine Milchstraße mit ihren Sternen und ihren Gaswolken entstehen konnte. Und diese Sterne wiederum – das ist eben die Geschichte der modernen Astrophysik – sind die Elementküche, in der der Sternenstaub, aus dem wir bestehen, zusammengebaut wird, durch Prozesse, die sich nur quantenmechanisch verstehen lassen.

Sie bemerken also schon: Die Grenztheorien, das Allerkleinste, die kleinste Wirkung im All, die größte Wirkungstransportgeschwindigkeit, die Lichtgeschwindigkeit – die Grenzen sind es, die die Astrophysik auslotet, die Grenzen der erkennbaren Wirklichkeit. Und erkennbar ist in unserer Wissenschaft alles, was wir messen können und worüber wir Experimente machen können. Hier zählen keine Meinungen, sondern nur Messungen. Theorien müssen Vorhersagen machen, müssen Prognosen machen. Und wenn diese Prognosen sich nicht bewahrheiten, dann sind die Theorien tot und wir müssen uns etwas Neues überlegen. Das garantiert die Offenheit des Wissenschaftsbetriebs, die Offenheit unserer Forschung.

Wir können mit dem ganzen Universum tatsächlich genau so Forschung machen, wie wir das hier unten im Labor machen, indem wir immer mehr Genauigkeit und Präzision fordern, wie das zum Beispiel im Gran Sasso-Tunnel der Fall ist. Seit über 50 Jahren versucht man dort Teilchen zu finden. Man hat schon etliche entdeckt, aber die entscheidende, nämlich

die dunkle Materie wird immer noch gesucht. Und das, obwohl die Genauigkeit, die Empfindlichkeit der Geräte sich um den Faktor 1 Million verbessert hat. Im Gran Sasso ist man in der Lage, einen Atomkern von einer Million Trillionen Atomkerne zu unterscheiden.

Oder denken Sie nur an die Entdeckung der Gravitationswellen vor etlichen Jahren. Zwei Dinge sind hier bemerkenswert: Erstens wird die Raumzeit zur Wirklichkeit, eigentlich ein mathematisches Konstrukt, etwas, das man nur in der allgemeinen Relativitätstheorie braucht, um Tensorgleichungen lösen zu können, weil diese Raumzeit schwingt und diese Schwingungen sich durch das gesamte Universum ausbreiten. Diese Schwingungen erzeugen bei unseren vier Kilometer langen, riesengroßen Messanlagen Längenveränderungen von einem tausendstel Protonenradius.

Das ist wirklich klein. Wodurch wurden diese Gravitationswellen ausgelöst? Durch die Verschmelzung von zwei schwarzen Löchern in einem Abstand von 1,3 Milliarden Lichtjahren. Was für eine Wissenschaft ist das, die so sehr ihre eigenen Grenzen thematisiert und damit grundlegende Aussagen über den gesamten Kosmos macht! Also nicht nur über den Aufbau, den zeitlichen Ablauf, die Geschichte, sondern auch über die Frage, was darin eigentlich für Lebewesen auftreten können, wenn sie nämlich diese Art von Astrophysik betreiben. Denn das, was wir machen, ist in einem ganz allgemeinen Sinne die Befragung des Universums nach sich selbst. Alles, was hier sitzt, alles Material, aus dem das Gebäude besteht, dieser ganze Planet, wie er geworden ist, ist das Resultat einer Sternexplosion vor 4,6 Milliarden Jahren. Und zwar fast an der Stelle, an der später das Sonnensystem entstehen wird. In einem Stern von 25 Sonnenmassen ist all das Material erbrütet worden und ans Universum zurückgegeben worden. In kürzester Zeit haben sich Gaswolken gebildet, in denen sich tausende von Sternen gebildet haben. Und einen davon nennen wir Sonne. Das ist unser Muttergestirn. Dieses Gestirn garantiert, dass die Dinge sich auf diesem Planeten tatsächlich entwickeln können. Und die Biophysik, von der im letzten Gottesdienst die Rede war, ist sozusagen der nächste Schritt der kosmischen Evolution, von dem zu sprechen wäre.

Wir haben es mit einer Wissenschaft zu tun, die über unglaubliche Räume, Zeiten und Massen zusammenhängende Aussagen machen kann. Und zugleich natürlich – das dürfen wir nicht vergessen – ist die Physik die Grundlage aller Technologien, die wir auf diesem Planeten entwickeln.

Und so können wir den Blick durchaus um 180 Grad wenden und uns fragen, was das für ein großartiger Planet ist. So haben es unlängst die amerikanischen, beziehungsweise der kanadische Astronaut getan, als sie unseren Trabanten besuchten, nur ganz kurzfristig, einmal kurz hin und dann wieder zurück, aber auch schon ein paar Tage unterwegs waren für Hin- und Rückreise. Aber das, was die Damen und Herren am meisten begeistert, ist natürlich der Blick auf den blauen Planeten, die blaue Perle, den blauen Diamanten, den wahrscheinlich schönsten Planeten der Milchstraße. Das wissen wir nicht so genau, aber auf jeden Fall für uns der wichtigste Planet. Wir sehen, dass dieser Planet in einer Schwärze, in einem Universum vorhanden ist, das zumindest auf unserem Planeten vor Kreativität und Schöpferkraft nur so strotzt. Aber Voraussetzung dafür ist, dass in diesem Universum Kräfte am Werk waren und noch immer sind, die so riesig und gewaltig sind, dass man schon respektvoll davorsteht, wenn in einem Zylinder voller flüssigem Xenon, immerhin fast zehn Prozent der Erproduktion, verzweifelt versucht wird, auch nur ein einziges Teil dieser dunklen Materie zu finden, die aber die Voraussetzung dafür ist, dass unsere eigene Milchstraße entstehen konnte.

Denn im frühen Kosmos war nur Licht, und zwar wirklich nur Licht. Die Strahlung war so intensiv, dass sich nichts zusammenballen konnte und nichts entstehen konnte. Dass wir hier sind, dass wir so sind, dass wir da sind, verdanken wir einem Universum, das in seiner Entwicklung in den 13,82 Milliarden Jahren – so sagt es die Astrophysik – in seiner Kreativität überschäumt. Wir sehen Dinge in diesem Universum, die so absurd sind, dass man es kaum glauben kann. Die allerhöchsten, die allertiefsten, die allerkleinsten, die allergrößten Zahlen spielen in diesem Universum eine Rolle, aber am Ende sind wir es, die mit unseren Verstandes- und Vernunft-

möglichkeiten einen Himmel durchdringen können, der sich tatsächlich offenbar vor 13,82 Milliarden Jahren in eine Existenz geworfen hat, die wir grundsätzlich mathematisch beschreiben können.

Wir können gerne nach dem Gottesdienst die Zahlen noch einmal genauer durchgehen, falls sie jemanden interessieren, aber ich kann Ihnen sagen, dass wir uns in der Physik sehr nah an den Anfang des Universums herandenken können. Dabei verwenden wir die Prinzipien, die es uns möglich gemacht haben, diesen Planeten, diese Natur unseres Planeten, die Natur unseres Sonnensystems und unserer Milchstraße zu verstehen und festzustellen. Die Kombination von notwendigen, in mathematische Form gegossenen Naturgesetzen und kontingenten Rand- und Anfangsbedingungen hätte ganz anders ausgehen können. Da ist vieles richtig zusammengekommen, im richtigen Moment, am richtigen Ort, in der richtigen Dosis und Konzentration. Alles genau richtig. Alles nur Zufall, oder fein abgestimmt, womöglich gewollt? Das ist im Rahmen der Astrophysik nicht zu beantworten, aber immerhin: Wenn man untersucht, wie groß der Spielraum der Gesetze und Bedingungen ist, getreu der Frage: Hätte es auch anders dazu kommen können? – so ist die Antwort ein ganz klares Nein. Wir leben wirklich in der besten aller möglichen Welten.

Philosophie

Pfingstsonntag, 24.5.2026

Prof. Dr. Dr. Johannes Wallacher

(Professor für Sozialwissenschaften und Wirtschaftsethik und Präsident der Hochschule für Philosophie München)

Da trat Petrus auf mit den Elf, erhob seine Stimme und redete zu ihnen: Ihr Juden, und alle, die ihr in Jerusalem wohnt, das sei euch kundgetan, vernehmt meine Worte! Denn diese sind nicht betrunken, wie ihr meint, ist es doch erst die dritte Stunde des Tages; sondern das ist's, was durch den Propheten Joel (3,1–5) gesagt worden ist: ‚Und es soll geschehen in den letzten Tagen, spricht Gott, da will ich ausgießen von meinem Geist auf alles Fleisch; und eure Söhne und eure Töchter sollen weissagen, und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen, und eure Alten sollen Träume haben; und auf meine Knechte und auf meine Mägde will ich in jenen Tagen von meinem Geist ausgießen, und sie sollen weissagen. Und ich will Wunder tun oben am Himmel und Zeichen unten auf Erden, Blut und Feuer und Rauchdampf; die Sonne soll in Finsternis verwandelt werden und der Mond in Blut, ehe der große und herrliche Tag des Herrn kommt. Und es soll geschehen: Wer den Namen des Herrn anrufen wird, der soll gerettet werden.‘

Ihr Männer von Israel, hört diese Worte: Jesus von Nazareth, von Gott unter euch ausgewiesen durch mächtige Taten und Wunder und Zeichen, die Gott durch ihn in eurer Mitte getan hat, wie ihr selbst wisst – diesen Mann, der durch Gottes Ratschluss und Vorsehung dahingegeben war, habt ihr durch die Hand der Ungerechten ans Kreuz geschlagen und umgebracht. Den hat Gott auferweckt und hat ihn befreit aus den Wehen des Todes, denn es war unmöglich, dass er vom Tod festgehalten wurde.

Apostelgeschichte 2,14–24

Die Pfingstpredigt des Petrus folgt der Schilderung des Pfingstwunders in der Apostelgeschichte. Die Jünger sind bekannterweise alle beieinander

als „plötzlich ein Brausen vom Himmel wie von einem gewaltigen Sturm“ kam, Zungen wie von Feuer auf sie herabfielen, sie vom Heiligen Geist erfüllt wurden und anfangen zu predigen in anderen Sprachen, wie der Geist ihnen zu reden eingab.

Das hörte eine Menge gottesfürchtiger jüdischer Männer aus allen Völkern unter dem Himmel, und sie – so wird berichtet – „entsetzten sich aber und verwunderten sich, dass jeder sie in seiner eigenen Sprache reden hörte“, obwohl sie wussten, dass „alle, die da reden, Galiläer“ sind. Angesichts ihres Entsetzens suchten sie nach einer Erklärung. Wie kann es sein, dass die Botschaften der Galiläer für alle Menschen aus anderen Weltregionen und mit ganz anderen Sprachen verständlich sind? Die einen, so wird berichtet, waren „ratlos“, andere wiederum spotteten „sie seien betrunken“. Petrus liefert in seiner Pfingstpredigt eine Erklärung, die der Menge gottesfürchtiger Juden bekannt sein musste; er verweist auf den Propheten Joel, nachdem der Gott Israels „in jenen Tagen und auf alle seine Knechte seinen Geist ausgießen werde“.

Dem Autor der Apostelgeschichte war offenbar die Vorstellung der griechischen Welt, damaliges Zentrum der Wissenschaft, bewusst, dass Staunen und Verwunderung für Menschen mit einem Bedürfnis nach Erklärung verbunden sind – in der Antike war dies Ursprung und Ausgangspunkt von wissenschaftlichem, damals gleichbedeutend mit philosophischem – Nachdenken auf der Suche nach Erklärung und Erkenntnis.

Insofern passt die heutige Kanzelrede zur Philosophie als „Wunder der Wissenschaft“ gut. Da dies ein äußerst breites Feld ist, muss ich mich notwendigerweise begrenzen – und erlaube mir, meine Überlegungen anhand eines Philosophen zu erläutern,

- der mir von meinem Fach der Wirtschaftsethik besonders vertraut ist,
- der in klassischer Tradition das Staunen, die Verwunderung bzw. das Entsetzen als Ausgangspunkt seiner philosophischen Untersuchungen ansieht,
- der nicht unerheblichen Einfluss auf andere Wissenschaften genommen hat

- und dessen Überlegungen gerade heute wieder sehr aktuell sind, zumal er auch gut anschlussfähig an die universale Verheißung von Pfingsten ist.

Ich spreche von dem schottischen Aufklärer Adam Smith, was manche verwundern mag, gilt er doch zu Recht als Ahnherr der modernen Ökonomie, da er mit seiner 1776 erschienenen *Untersuchung über die Natur und den Ursprung des Wohlstands der Nationen*, einen zentralen Beitrag zur Entwicklung der modernen Ökonomie als Wissenschaft mit eigenständiger Methode lieferte. Adam Smith aber war zuallererst und bis zu seinem Lebensende Moralphilosoph und als solcher legte er in seinem Hauptwerk, der 1759 erstmals erschienenen *Theorie der moralischen Gefühle* ein umfassendes System der Moralphilosophie vor. Dabei stellt er die Wechselwirkung von Gefühlen und Vernunft des Menschen ins Zentrum und sucht nach allgemeinen Prinzipien, wie Menschen zu moralischen Urteilen über andere und sich selbst kommen.

Smith Verständnis von Wissenschaft, ihrer Aufgabe und ihrer Methode

Um das zu verstehen, hilft ein kurzer Blick auf sein Verständnis von Wissenschaft, ihrer Aufgabe und ihrer Methode. Für Smith selbst sind Wissenschaft und Philosophie wie in der Antike in gewissem Sinn gleichartige Unternehmungen; sie verfolgen das Ziel, verschiedene Phänomene zu beobachten und unter Bezugnahme auf bestimmte Prinzipien kausale Zusammenhänge zwischen ihnen herzustellen. Die empirische Beobachtung wie die menschliche Vorstellungskraft (bzw. die Abstraktion) besitzen damit ihm zufolge für den Erkenntnisfortschritt eine gleichermaßen zentrale Bedeutung.

Jede Philosophie beginnt für Smith nach klassischer Vorstellung mit dem Staunen und der Verwunderung, wozu auch das Unbehagen und die Verunsicherung gehören, wenn Menschen mit unbekannten Sachverhalten konfrontiert werden. Daraus – wir erinnern uns an die frommen Juden aus allen Erdteilen – entsteht ein Bedürfnis nach Erklärung, d. h. der Wunsch das Unbekannte mit etwas zu verknüpfen, was uns vertraut ist.

Diesen Antrieb, inneres Unbehagen angesichts eines unbekannten Sachverhalts durch Klärung zu beseitigen, haben grundsätzlich alle Menschen. Das methodische Bemühen des Wissenschaftlers zeichnet sich nun aber gerade dadurch aus, nicht nur einzelne Phänomene zu erklären, sondern nach allgemeinen Prinzipien zu suchen, die eine kausale Erklärung für die Verbindung eines weiten Spektrums beobachteter Phänomene liefert. Dementsprechend ist Philosophie für Smith „die Wissenschaft von den verbindenden Prinzipien der Natur“, deren Ziel es ist, die „Gelassenheit und Ruhe der Gedanken“ herzustellen.

Diese Gelassenheit wird jedoch nur dann erreicht, wenn die Prinzipien, die eine Theorie zur Erklärung heranzieht, möglichst plausibel, vertraut und in ihrer Zahl gering sind, und diese Theorie einen möglichst großen Bereich beobachtbarer Erscheinungen erklären kann. Ist die Theorie zu komplex, um sie zu verstehen, oder nicht umfassend genug, um auch weitere (oder neue) Phänomene zu verstehen, sind wir abermals beunruhigt und unzufrieden, und suchen nach einer besseren Erklärung.

Smith verbindet damit die antike Tradition, dass Philosophie mit dem Erstaunen beginnt, mit dem Erkenntnisideal der Aufklärung. Wie Newton physikalische Phänomene mit möglichst wenig Prinzipien konsistent erklärt, sucht Smith in ähnlicher Weise nach angemessenen Prinzipien für die verschiedenen Bereiche menschlichen Handelns, bei ihm ganz allgemein die der Moralphilosophie und im Besonderen die der individuellen und strukturellen Beziehungen in der Wirtschaft. Für beide Bereiche identifiziert er jeweils ein allgemeines Prinzip.

Sympathie als Grundprinzip der Smithschen Moraltheorie

Das Grundprinzip für die Moraltheorie ist für Smith die Sympathie – damit meint Smith nicht Mitgefühl, sondern eine elementare menschliche Reaktion, nämlich die Fähigkeit, an jeder Art von Affekten teilnehmen zu können, indem man sich gedanklich in die Lage des anderen versetzt, um dessen Gefühle nachzuvollziehen. Die Motivation dafür ergibt sich für Smith aus der Sozialnatur des Menschen und dem Bedürfnis mit anderen in Beziehung zu treten, und zwar nicht nur intellektuell, sondern auch affektiv.

Da wir die Gefühle Anderer aber nicht unmittelbar erfahren können, müssen wir uns dazu mittels unserer Einbildungskraft in die Lage des Gegenübers versetzen. So stellen wir uns vor, was wir in der gegebenen Situation empfinden würden. Es reicht also nicht aus, bloß das Gefühl der anderen Person zu betrachten, sondern auch die Umstände und Ursachen zu erfassen, die diesen Gefühlsausdruck auslösen. Deshalb können wir uns in die Gefühle Anderer hineinversetzen, auch wenn der Betroffene keine Empfindungen zeigt, wenn z. B. jemand grob zur Seite gedrängt wird und sich heftig den Kopf anstößt, was offensichtlich sehr schmerzhaft ist, der Betroffene dabei aber keinen Schmerz zeigt.

Da Sympathie wesentlich auf der menschlichen Vorstellungskraft beruht, ist eine sympathetische Anteilnahme selbst am Schicksal räumlich weit entfernter Menschen möglich – wenn wir Bilder von zivilen Kriegsopfern oder Betroffenen von Überflutungen oder Dürren in anderen Erdteilen wahrnehmen; Sympathie ist also nicht auf Nahbeziehungen beschränkt, sondern es handelt sich um eine Disposition mit prinzipiell universaler Reichweite. Das gleiche gilt prinzipiell für Menschen, die zeitlich vor uns gelebt haben (historische Personen, denen offensichtlich Unrecht widerfahren ist) wie auch für Angehörige zukünftiger Generationen.

Smith verwendet die Sympathie zunächst zur Beschreibung von Moralpraktiken. Schon Smith sah, dass es neben der Beschreibung von moralischen Urteilen auch objektive Kriterien zur Beurteilung von Haltungen und Handlungen braucht. Wenn heute Gefühle und Emotionen auch im öffentlichen Bereich (wieder) eine wachsende Rolle für moralische Urteile spielen („Wutbürger“), ist das schon ein erster Hinweis auf die Aktualität dieser Überlegungen. Deshalb führte Smith mit dem „Zuschauer“ (als einer Art Schiedsrichter) einen überpersönlichen Standpunkt zur objektiven Billigung emotionaler Reaktionen ein.

Wenn der Zuschauer mit dem Gefühlsausdruck des Betroffenen einer Handlung sympathisiert, d.h. wenn affektive Reaktion des Betroffenen und vorgestelltes Gefühl des Zuschauers übereinstimmen, dann ist in dieser Übereinstimmung auch ein Urteil darüber enthalten, dass der Zuschauer

die gefühlsmäßige Reaktion des Betroffenen für angemessen hält und damit auch sein Verhalten billigt.

Um den Anspruch auf Unparteilichkeit einlösen zu können, darf dieser Zuschauer sein Urteil nicht allein an der „moralischen Bestätigung der Gesellschaft“ und dem Verlangen nach Lob der bestehenden Moralgemeinschaft bemessen. Um unabhängig von der „Gefahr der Parteilichkeit“ der sozialen Umwelt zu werden, braucht es Smith zufolge den „vorgestellten unparteiischen Zuschauer“, der wohl informiert unter Erfassung aller Interessen der von einer Handlung Betroffenen ein objektives Urteil fällt. Dazu darf der Zuschauer sein Urteil nicht vom Lob der Moralgemeinschaft abhängig machen, sondern von einer intrinsischen Lobenswürdigkeit!

Mit dieser Figur des vorgestellten unparteiischen Zuschauers legt Smith die Grundlagen für einen Universalisierungsgrundsatz und die daran anknüpfende Tradition der Vernunftethik von Kant, auch wenn hier sehr stark von Kontexten abstrahiert wird.

Smith selbst liefert keine eigene Begründung dafür, warum der Mensch einen solchen Standpunkt der Unparteilichkeit einnehmen soll. Als schottischer Aufklärer war er – im Gegensatz zur kontinentaleuropäischen Aufklärung – davon überzeugt, dass Welt und Kosmos ein zweckmäßig organisiertes Ganzes sind, das Ausdruck einer ordnenden Intelligenz eines guten Gottes ist („Deismus“). Die gesamte Natur und damit auch der Kosmos menschlichen Denkens, Fühlens und Handelns sind für ihn auf das Ziel hin ausgerichtet, die Pläne, die „der Schöpfer der Natur zur Herbeiführung der Glückseligkeit und Vollkommenheit der Welt entworfen hat“ zu erkennen und mit zu verwirklichen.

Dies steht jedoch für Smith keineswegs im Widerspruch zur „natürlichen Freiheit des Menschen“, weil dieser gute Schöpfergott nicht in seine Schöpfung eingreift, sondern es dem Menschen selbst überlassen bleibt, durch die Vernunft die geordnete Struktur der Welt und den jeweiligen Beitrag zu erkennen.

Der Wohlstand der Nationen

Damit zur ökonomischen Theorie von Smith. Das allgemeine Prinzip dafür ist für Smith das der Arbeitsteilung. Durch gründliche Beobachtung der frühen Industrialisierung erkennt Smith, dass die Trennung der Produktion in getrennte Arbeitsgänge die Grundlage für die Spezialisierung und damit die Steigerung der Produktivität menschlicher Arbeit ist – für Smith die Quelle des Wohlstands der Nationen. Zugleich sieht er, dass die Arbeitsteilung auch die Voraussetzung für technologischen Fortschritt ist, da erst die Aufteilung auf einzelne Arbeitsschritte den Einsatz geeigneter Maschinen ermöglicht und entsprechende Anreize zur Erfindung solcher Maschinen gibt.

Gleichzeitig erkennt er, dass der Umfang der Arbeitsteilung von der Marktgröße abhängig ist. Nur ein ausreichend großer Absatzmarkt ermöglicht entsprechende Skalenerträge und gibt Anreize für die Spezialisierung, so dass es darauf ankommt, die Marktgröße zu erweitern, z. B. durch den Ausbau der Verkehrsinfrastruktur (Straßen, Wasserwege). Mit dem gleichen Argument begründet Smith den freien Welthandel, der allen beteiligten Ländern Vorteile bietet, wenn sie im Rahmen internationaler Arbeitsteilung ihre spezifischen Standortvorteile nutzen, Zollschränken abbauen und sich am freien Gütertausch beteiligen. Er setzt sich damit bewusst vom Merkantilismus ab, - einer staatlich gelenkten Wirtschaft, die durch die Begünstigung heimischer Betriebe Exporte fördert und durch Zölle Einfuhren von außen erschwert mit dem Ziel, Reichtum und Macht der eigenen Nation zu mehren.

Smith reflektiert auch die Folgen der Arbeitsteilung; denn im Gegensatz zum Ideal der Autarkie werden die Menschen dadurch ungleich stärker voneinander abhängig, so dass arbeitsteilige Gesellschaften auch angemessene Formen der Interaktion brauchen. Dafür untersucht Smith, was der Arbeitsteilung zugrunde liegt. Die Arbeitsteilung ist für ihn „in ihrem Ursprung nicht etwa das Ergebnis menschlicher Erkenntnis, welche den allgemeinen Wohlstand [...] voraussieht und anstrebt. Sie entsteht vielmehr zwangsläufig [...] aus einer natürlichen Neigung des Menschen, zu handeln und Dinge gegeneinander auszutauschen.“ Diese „Neigung zum Tausch“

erachtet er als eine notwendige Folge der menschlichen Fähigkeit, denken und sprechen zu können.

Daraus folgen für ihn grundsätzlich zwei Alternativen, mit der wechselseitigen Abhängigkeit, die sich aus der Arbeitsteilung ergibt, umzugehen. Man kann sich auf das Wohlwollen der Mitmenschen verlassen, was für Smith aber weder mit der Freiheit des Menschen vereinbar noch für eine arbeitsteilige Gesellschaft effizient ist. Smith sieht demgegenüber den Tausch in Form eines gegenseitigen Übereinkommens als angemessene soziale Interaktion an, was für ihn untrennbar mit dem Sympathievermögen – dem allgemeinen Prinzip seiner Moraltheorie – verknüpft ist.

Tauschbeziehungen können demnach als Systeme der sozialen Kommunikation gesehen werden, in denen jede und jeder von ihrem/seinem Recht Gebrauch machen kann, den anderen vom Wert seines Angebots (von Waren, Arbeitsleistung oder Kapital) zu überzeugen. Die Koordination von Angebot und Nachfrage über Märkte, vermittelt über Konkurrenz und Wettbewerb, lässt sich in komplexen arbeitsteiligen Marktgesellschaften dann als Abstraktion und partielles Substitut einer Verständigung mit dem Tauschpartner interpretieren. D.h. aber, dass Kommunikation und Wettbewerb und nicht, wie häufig unterstellt, Eigennutz und Wettbewerb für Smith die konstitutiven Merkmale arbeitsteiliger Marktwirtschaften sind.

Das Eigeninteresse ist für ihn im wirtschaftlichen Handeln als Handlungsmotiv durchaus wichtig und kann auch positive Wirkungen auf den allgemeinen Wohlstand haben. Wenn man das Gesamtwerk von Smith betrachtet, wird allerdings auch deutlich, dass er ein sehr differenziertes System verschiedener, wechselseitig aufeinander bezogenen Instanzen vorsieht, um den Eigennutz in angemessener Weise einzugrenzen bzw. in eine gemeinwohlverträgliche Richtung zu lenken. In seinen wirtschaftlichen Ausführungen im „Wohlstand der Nationen“ betont Smith den Wettbewerb als Mittel zur Kontrolle von wirtschaftlicher Macht. Alle Marktteilnehmer müssten nämlich im wirtschaftlichen Wettstreit immer mit anderen um bestmögliche Lösungen konkurrieren und sich daher ihre Position immer wieder durch Leistung und Innovationen verdienen.

In seiner Moraltheorie zeigen sich auf Grundlage der Sympathie und des Moralprinzips des unparteiischen und wohl informierten Zuschauers weitere „Kontrollinstanzen“, um das Streben nach Eigennutz, Prestige und Macht wirksam einzuhegen – und so zu verhindern, dass aus dem Wettbewerb ein ruinöser Wettlauf von Egoisten wird. Grundlage dafür ist die wechselseitige Verbindung von individueller Moral der einzelnen Wirtschaftsakteure, von Regeln der Sittlichkeit und einem System positiver und durchsetzbarer Ordnungsregeln und Gesetze. Diese Ordnungsregeln sind später dann für Walter Eucken und die anderen Väter der Sozialen Marktwirtschaft bedeutsam, um freien wirtschaftlichen Austausch und sozialen Ausgleich möglichst gut miteinander zu verbinden, v.a. aber auch um wirtschaftliche Macht in einer Ordnung des Wettbewerbs einzugrenzen.

Zur bleibenden Aktualität

Adam Smith formulierte seine Ideen vor gut 250 Jahren an der Schwelle zur Neuzeit, indem er Hintergründe und Auswirkungen der frühen Industrialisierung gründlich analysierte. Auf Basis seiner Prinzipien der Sympathie und der Arbeitsteilung legte er die Grundlagen für eine liberale und zugleich regelbasierte Wirtschaftsordnung. In Zeiten, in denen mit dem Ruf „make your own country great again“ eine regelbasierte globale Wirtschaftsordnung in Frage gestellt wird und neo-merkantilistische Tendenzen mit Zolldrohungen die internationalen Beziehungen schwer erschüttern, sind solche Erklärungsansätze wieder höchst aktuell.

Der Aufklärer Smith liefert aber auch darüber hinaus bedenkenswerte Überlegungen, die ich nur kurz anreißen möchte: Der gedankliche Rollentausch als Grundlage für ein möglichst informiertes Urteil des vorgestellten unparteiischen Zuschauers als Einübung,

- um das Denken in Partikularinteressen oder das Verharren in weitgehend abgeschlossenen Filterblasen zu überwinden;
- oder um das Verhältnis von Eigeninteressen und sozialer Rücksichtnahme angemessen zu bestimmen.

Smith war sich bei aller Bedeutung der fortschreitenden Spezialisierung im Zuge der Arbeitsteilung für den Wohlstand der damit verbundenen negativen Rückwirkungen auf die Gesellschaft bewusst, wenn er sich darum

sorgte, dass die Menschen durch den zunehmenden Einsatz von Maschinen dadurch in ihren „differenzierten Empfindungen abstumpfen“, d.h. ihre Sympathiefähigkeit und ihre „gesunde Urteilkraft verlieren“. Im Zeitalter der sogenannten „Künstlichen Intelligenz“ ist diese Warnung wichtiger denn je. Schon Smith sah den Staat in der Pflicht, sich deshalb um eine umfassende Bildung aller Bürger zu kümmern.

Und Schließlich: Eine Besonderheit der schottischen Aufklärung ist die Verbindung des liberalen Denkens der Aufklärung mit dem metaphysischen Hintergrund des Deismus – der Vorstellung, dass Welt und Kosmos zweckmäßig organisiert und Ausdruck einer ordnenden Intelligenz eines göttlichen Schöpfers ist, den Menschen mittels ihrer Vernunft erkennen können. Wenn heute der Gottesglaube wie zur Zeit des Antimodernismus (wieder) gegen die Aufklärung in Stellung gebracht wird, hilft der Hinweis von Smith, dass vernünftiger Gottesglaube und die Freiheit des Menschen zusammengedacht werden und nicht gegeneinander ausgespielt werden sollten.

Werfen wir abschließend noch einmal einen Blick auf die Pfingstpredigt des Petrus: Petrus weist den spöttischen und fragwürdigen Erklärungsversuch – den der Trunkenheit der Apostel – für das pfingstliche Sprachgewirr zurück, und formuliert mit der jesuanischen Weiterführung der Geistausgießung des Propheten Joel ein Angebot zum Verstehen des Pfingstereignisses, das ihn mehr überzeugt und auch für die schriftkundigen Männer nachvollziehbar sein müsste. Ein Vorgehen, das mit der von Smith beschriebenen philosophischen Methode des Erkenntnisgewinns durchaus kompatibel ist und auch unserer verwirrten Zeit heute Orientierung geben kann.

Zur Vertiefung: Johannes Wallacher, Die bleibende Bedeutung der Politischen Ökonomie von Adam Smith, in: B. Löffler/M. Hochgeschwender (Hrsg.): Liberalismus, Kapitalismus und religiöses Ethos, Bielefeld 2011, 89-105.

Archäogenetik

1. So. nach Trinitatis, 7.6.2026

Prof. Dr. Philipp Stockhammer

(Professor für Prähistorische Archäologie, Co-Direktor des Max-Planck-Harvard-Forschungszentrums für die archäologisch-naturwissenschaftliche Erforschung des antiken Mittelmeerraums)

„Wunder der Wissenschaft“ ist das Thema der Gottesdienstreihe in St. Markus in diesem Sommer. Über Wunder und das Wundern in ganz vielfältiger Hinsicht möchte ich heute in meiner Predigt zu Ihnen sprechen – nicht als Theologe, sondern als Archäologe. Als Archäologe möchte ich wissen, wie Menschen in der tiefen und zumeist schriftlosen Vergangenheit gelebt haben. Seit über 10 Jahren untersuche ich das vor allem auch mit den Mitteln der Archäogenetik und weiterer naturwissenschaftlicher Verfahren. Von den molekularen Überresten vergangener Menschen erschließe ich, wie sie gelebt, gewandert und an was sie gestorben sind. Und immer wieder komme ich dabei ins Staunen bzw. Wundern. Deshalb steht meine Predigt heute unter zwei Themen: dem Thema des Wunderns und dem Thema der Archäogenetik. Und Wundern hat hier gleich mehrere Bedeutungsebenen, die ich in meiner Predigt heute weiterdenken möchte:

Da ist zunächst einmal das Wundern bzw. Staunen des Wissenschaftlers. Noch vor wenigen Jahrzehnten hätte man nicht geglaubt, dass es uns einmal möglich sein könnte, aus uralten Knochen altes menschliches Erbgut zu gewinnen. Dies ist uns in den letzten Jahren immer besser möglich geworden. Ich war voll von Bewunderung, als es meinen Kolleginnen am Max-Planck-Institut für Evolutionäre Anthropologie in Leipzig vor kurzem gelang, von einem Hirschgeweihanhänger, den vor ca. 35.000 Jahren eine Frau in einer Höhle verloren hat, das Erbgut der Trägerin zu entschlüsseln. Die Berührung des Anhängers mit ihrer Haut hat ausgereicht, dass wir das Erbgut der Trägerin nach so langer Zeit bestimmen konnten. In all mein Wundern und meine Begeisterung für diese Möglichkeiten schließt sich

aber zugleich ein Zweifel ein, was es für mich bedeutet, da ich auch überall genetische Spuren hinterlasse, nicht zuletzt hier auf der Kanzel.

Ich bewundere also die methodischen Fortschritte der Archäogenetik und deren Erkenntnisse. Nicht selten lassen mich diese Erkenntnisse aber auch darüber wundern, was der prähistorische Mensch alles geleistet hat. Die naturwissenschaftlichen Analysen zeigen uns, wie mobil Menschen waren. Sie wanderten viele hundert Kilometer zu Fuß – ohne eine voll ausgebaute Infrastruktur mit Straßen, Wegweisern, einem bisweilen funktionierenden Schienenverkehr, Google Maps und so vielen weiteren Annehmlichkeiten, auf die wir heute ungern verzichten möchten. So haben wir etwa herausgefunden, dass in der frühen Bronzezeit vor rund 4000 Jahren in Mitteleuropa Kinder und junge Frauen über viele hundert Kilometer wanderten – sei es bei den Kindern wegen einer Pflegschaft oder bei den jungen Frauen zur Heirat. Irgendwie müssen sie ihre Wege gefunden haben, irgendwie müssen sie Wochen oder Monate der Wanderung überlebt haben. Genetisch können wir fassen, wie sich Menschen, die aus der Ferne einwanderten, vor Ort niederließen und oft auch mit der lokal ansässigen Bevölkerung fortpflanzten. Aber fehlt da nicht irgendetwas? Wir Archäologen schreiben eine Geschichte von Wanderung und Fortpflanzung, Heiratsregeln und Erbfolgen. Aber was wir archäologisch nur schwer und naturwissenschaftlich noch viel weniger fassen können, sind die Gefühle der Menschen, allen voran die Liebe. Diese können wir ganz selten in unseren Funden sehen, dann, wenn wir genau hinsehen, wohlwissend, dass es sie gegeben haben muss.

Wo könnten wir die Liebe sehen, wenn wir archäologisch und archäogenetisch genau hinsehen? Lassen Sie mich Ihnen einige wenige, aber dafür ganz besondere Fallbeispiele vorstellen. Wir wissen seit einigen Jahren, dass als der moderne Mensch, der *Homo sapiens*, vor 40.000 Jahren nach Europa einwanderte, er vor Ort auf den Neandertaler traf. Dank der Archäogenetik wissen wir inzwischen auch, dass sich die ersten modernen Menschen immer wieder auch mit Neandertalern fortpflanzten. Ob das aber Liebe zwischen zwei unterschiedlichen Menschenformen war, wissen

wir letztlich nicht. Wir wissen nur, dass wir alle rund 1,5% Neandertaler-erbgut in uns tragen als Spätfolge dieser Koexistenz von Homo Sapiens und Neandertaler. Neueste naturwissenschaftliche Analysen deuten aber an, dass zwischen beiden Menschenformen auch dauerhafte Beziehungen bestanden. Die Begegnung beider Menschenformen war also vielleicht nicht nur Fortpflanzung, sondern manchmal überwand die Liebe die Grenzen zwischen zwei Menschenformen. Das gemeinsame Ernähren des gemeinsamen Nachwuchses deutet an, dass auch zwischen den Eltern ein Band der Liebe bestand.

Mein zweites Fallbeispiel stammt aus einer sehr viel späteren Epoche, ist aber auch in jeder Hinsicht besonders. Vor einigen Jahrzehnten wurde in der Nähe von Athen in Griechenland ein riesiger antiker Friedhof mit Tausenden von Bestattungen ausgegraben. Menschen wurden hier in der Zeit zwischen ca. 700 und 400 v. Chr. bestattet, also in der Zeit, in der in Athen die Demokratie entstand, die großen Philosophen lebten und die berühmten Tempel auf der Akropolis gebaut wurden. Es war aber auch die Zeit, in der die Perser zweimal Athen angriffen und von den Griechen besiegt wurden. Unter all den tausenden Gräbern befand sich ein besonderes Doppelgrab: In ihm waren zwei erwachsene Männer im Alter von jeweils um die 35 Jahre niedergelegt worden. Der eine Tote lag auf dem Rücken, den anderen Toten legte man in den Arm des anderen Toten. Beide lagen also eng umschlungen Arm in Arm, so dass die Stirn des einen Mannes die Schläfe des anderen Mannes berührte. Die Hände der beiden Männer waren aber auf der Brust des einen Mannes verschränkt. Schon die ungewöhnliche Lage der Toten zeigt, dass die Hinterbliebenen bei der Bestattung zum Ausdruck bringen wollten, dass die beiden Männer eng emotional miteinander verbunden waren. Man kann sich ja nicht selbst bestatten. Die Verbindung der beiden Männer zu Lebzeiten wollte man also auch über ihren Tod hinaus sichtbar lassen. Unsere genetischen Analysen zeigten zunächst, dass die beiden Männer bis zum 10. Grad nicht miteinander verwandt waren. Es waren also keine Brüder, Cousins oder anderweitig biologisch verbundene Individuen. Sogleich lag die Vermutung nahe, es könnten eng verbundene Kampfgenossen sein, da den antiken Autoren zufolge griechische Kämpfer

oft als Paare verbunden waren. Nun zeigte die Genetik aber noch etwas: Während einer der beiden Männer alle seine Vorfahren in Griechenland hatte, stammten die Vorfahren des anderen Mannes genetisch gesehen klar aus dem Iran. Ob der Mann selbst aus dem Iran nach Athen kam oder bereits seine Vorfahren, wissen wir nicht. Sicher ist, dass man ihn in der Zeit um 500 v. Chr., als die beiden Männer lebten, als Perser bezeichnet hätte. Was wir hier also fassen, ist die enge Beziehung und ich denke sogar Liebesbeziehung zweier erwachsener Männer – eines Griechen und eines Persers – just in jener Zeit, in der sich die Griechen und Perser über Jahrzehnte feindlich gegenüberstanden. In all diesen Konflikten gab es aber ein Paar zweier Männer, die über alle politischen Grenzen hinweg so eng verbunden waren, so unzertrennlich, dass selbst die Angehörigen diese ganz besondere Nähe der beiden auf ewig im gemeinsamen Grab zum Ausdruck bringen wollten.

Ich habe bewusst zwei ganz besondere Beispiele gewählt, wo uns die Kombination archäologischer und archäogenetischer Daten erlaubt, Hinweise auf die Liebe zwischen Menschen zu finden. Es sind nicht die einzigen. Immer wieder können wir vermuten, dass es die Liebe war, die die Ursache für bestimmte Handlungen war und es sie gegeben haben muss: Wenn Eltern und Kinder eng beieinander bestattet wurden oder wenn den Verstorbenen liebevoll Blumen auf den Leichnam gelegt wurden. Aber letztlich ist es immer schwierig, Gesten der Liebe in der Archäologie zu erkennen, und wir sehen es zumeist dann, wenn wir archäologische und naturwissenschaftliche Daten miteinander verbinden. Eine rein naturwissenschaftliche Menschheitsgeschichte ist dagegen eine Geschichte von Fortpflanzung und Mobilität, aber ohne Liebe.

Und letztlich wissen wir doch, dass es die Liebe in allen Zeiten und Räumen gegeben haben muss. Wir sind uns irgendwie sicher, ohne es beweisen zu können. Und ist dies nicht ebenso mit der Liebe Gottes? Im Predigttext für den heutigen Sonntag im 1. Johannesbrief (4,16b-19) heißt es:

„Gott ist Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott bleibt in ihm. Darin ist die Liebe bei uns vollendet, auf dass wir die Freiheit

haben, zu reden am Tag des Gerichts; denn wie er ist, so sind auch wir in dieser Welt. Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die vollkommene Liebe treibt die Furcht aus. Denn die Furcht rechnet mit Strafe; wer sich aber fürchtet, der ist nicht vollkommen in der Liebe. Lasst uns lieben, denn er hat uns zuerst geliebt.“

Soweit Gottes Wort. In diesen Zeilen wie auch in vielen anderen Stellen in der Bibel spricht Gott uns seine bedingungslose Liebe zu, die uns immer begleitet. Wir wissen von ihrer Gegenwart und immer wieder – wenn wir ganz aufmerksam schauen – entdecken wir die Spuren der Liebe Gottes in unserem Leben, in kleinen Gesten, in der Nähe geliebter Menschen. Sie ist immer da, sie war immer da, auch wenn wir sie nicht beweisen können.

Die Liebe Gottes ist damit ein bisschen wie die Liebe zwischen Menschen in der tiefen Vergangenheit. Auch die Liebe Gottes ist für uns nicht naturwissenschaftlich fassbar. Ja, sie ist für uns eigentlich gar nicht begreifbar. Dennoch sind wir uns als Christen bewusst, dass sie immer da gewesen ist, immer bei uns ist und uns immer begleiten wird. Ebenso wie ich als Wissenschaftler nach den Spuren von Liebe in der Vergangenheit suche, muss ich mich auch daran erinnern, mich immer wieder nach den Spuren von Gottes Liebe in der Gegenwart umzusehen. Eine wunderbare, nicht zu beweisende Liebe, die ich einfach nur dankbar annehmen kann.

Unbegreiflich ist immer wieder, was die Wissenschaft an Fortschritten macht: oftmals wie ein Wunder und ich habe Ihnen heute einige der ganz außerordentlichen Fallbeispiele vorgestellt, die die Möglichkeiten der Archäogenetik und zugleich Spuren der Liebe in der tiefen Vergangenheit zeigen. Aber noch unbegreiflicher als der Fortschritt der Wissenschaft ist die Liebe Gottes, die wir eben nicht wissenschaftlich beweisen können, sondern einfach nur annehmen dürfen. Wie das größte Wunder überhaupt. Amen.

Medizin

3. So. nach Trinitatis, 21.6.2026

Prof. Dr. Martin Reincke

(ehemaliger Lehrstuhlinhaber für Innere Medizin und Direktor der Medizinischen Klinik und Poliklinik IV des LMU Klinikums)

Als er dies mit ihnen redete, siehe, da kam einer der Oberen, fiel vor ihm nieder und sprach: Meine Tochter ist eben gestorben, aber komm und lege deine Hand auf sie, so wird sie lebendig. Und Jesus stand auf und folgte ihm mit seinen Jüngern.

Und siehe, eine Frau, die seit zwölf Jahren den Blutfluss hatte, trat von hinten an ihn heran und berührte den Saum seines Gewandes. Denn sie sprach bei sich selbst: Wenn ich nur sein Gewand berühre, so werde ich gesund. Da wandte sich Jesus um und sah sie und sprach: Sei getrost, meine Tochter, dein Glaube hat dir geholfen. Und die Frau wurde gesund zu derselben Stunde.

Und als Jesus in das Haus des Oberen kam und sah die Flötenspieler und das Getümmel des Volks, sprach er: Geht hinaus! Denn das Mädchen ist nicht tot, sondern es schläft. Und sie verlachten ihn. Als aber das Volk hinausgetrieben war, ging er hinein und ergriff es bei der Hand. Da stand das Mädchen auf. Und diese Kunde erscholl durch dieses ganze Land.

Und als Jesus von dort weiterging, folgten ihm zwei Blinde, die schrien: Du Sohn Davids, erbarme dich unser! Als er aber ins Haus kam, traten die Blinden zu ihm. Und Jesus sprach zu ihnen: Glaubt ihr, dass ich das tun kann? Da sprachen sie zu ihm: Ja, Herr. Da berührte er ihre Augen und sprach: Euch geschehe nach eurem Glauben! Und ihre Augen wurden geöffnet. Und Jesus bedrohte sie und sprach: Seht zu, dass es niemand erfahre! Aber sie gingen hinaus und verbreiteten die Kunde von ihm in diesem ganzen Lande.

Als diese nun hinausgingen, siehe, da brachten sie zu ihm einen Menschen, der war stumm und besessen. Da der Dämon ausgetrieben war, redete der Stumme. Und das Volk wunderte sich und sprach: So etwas

ist noch nie in Israel gesehen worden. Aber die Pharisäer sprachen: Durch den Obersten der Dämonen treibt er die Dämonen aus.

Matthäus 9,18–34

Ich würde hier nicht stehen! Nein, mit hoher Wahrscheinlichkeit würde ich hier nicht stehen. Und ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen: Auch Sie, oder zumindest die meisten von Ihnen, würden ohne die Errungenschaften moderner Heilkunde heute bei der Kanzelrede zum Thema „Wunder der Medizin“ wohl nicht zuhören können. Denn Sie und ich, wir wären – statistisch betrachtet – schon längst gestorben! Warum?

Die Lebenserwartung im Jahr 1900 lag in Deutschland bei 37 Jahren, heute liegt sie bei rund 80 Jahren. Die damals so niedrige Lebenserwartung von 37 Jahren ist primär auf die extrem hohe Säuglings- und Kindersterblichkeit zurückzuführen. Aber auch in meiner Altersgruppe gilt, dass sich unsere Lebenserwartung verdoppelt hat: Lebte man als 65-jähriger damals bis 75, so können *Golden Ager* heute auf 86 Jahre hoffen. Dieser drastische Zuwachs der Lebenserwartung geht mit enormen sozialen Veränderungen einher: denken Sie an die Säuglingssterblichkeit: was für ein Segen, dass nicht mehr jedes zweite geborene Kind in den ersten Wochen verstirbt. Was für ein Segen, dass Kinder nicht in frühester Jugend zu Vollwaisen werden. Dies ist in aller Kürze das eigentliche Wunder der Medizin, über das sich nicht genug staunen lässt: Die Verdoppelung der Lebenserwartung, in praktisch jedem Lebensabschnitt. Damit könnte ich eigentlich schon wieder herunter kommen von der Kanzel, wenn mich nicht Martin Wallraff angehalten hätte, 15 Minuten zu sprechen.

Ich möchte im Folgenden dieses Thema „Wunder der Medizin“ in drei weiteren Abschnitten erörtern. Im ersten Abschnitt geht es um die Bibelstelle, die wir vorhin gehört haben, ihren Kontext und ihre Relevanz für unser hier und heute aus der Perspektive der Medizin. Im zweiten Abschnitt möchte ich über die Wunder der Medizin im Hier und heute in konkreter Weise sprechen. Im dritten Abschnitt dann möchte ich versuchen, in einer Form der Synthese, Abschnitt eins und Abschnitt zwei in eine Beziehung zu setzen und zusammenzubringen.

1. Jesus als Wunderheiler.

In der gerade gehörten Lesung aus dem Matthäus Evangelium wird uns Jesus als Wunderheiler vorgestellt. Mehrere Aspekte scheinen mir hier bemerkenswert zu sein. **A.** In gerade mal 16 Zeilen werden hier vier unterschiedliche Wunderheilungen an fünf Personen berichtet, darunter eine Wiederbelebung eines jungen Mädchens, die Heilung einer schweren und langjährigen Blutungserkrankung bei einer Frau, das Wiedererlangen des Sehvermögens bei zwei Männern und schließlich die Heilung einer gehörlosen Person. Es ist ein richtiger Heilungs-Marathon, der sich hier ereignet. **B.** Das Matthäus-Evangelium schildert zudem eindringlich die Notlage der Betroffenen, sie schreien um Hilfe, sie sind verzweifelt oder sie werfen sich vor Jesus auf den Boden, um Hilfe zu bekommen. **C.** Der dritte Aspekt, den ich bemerkenswert finde, ist, dass die Heilungen nicht einfach so vor sich gehen, sondern dass ihre unmissverständliche Voraussetzung der Glaube an diese Heilung ist. Beispiel der Blinden: *„Da berührte er ihre Augen und sprach: Euch geschehe nach eurem Glauben! Und ihre Augen wurden geöffnet.“*

Versetzen wir uns in die Situation der Menschen, um das Jahr 30 nach Christi Geburt, in Palästina, also einem Teil des römischen Reichs, so wissen wir aus zuverlässigen Quellen, dass die damalige Heilkunst den meisten akuten und chronischen Erkrankungen vollständig hilflos gegenüberstand. Es gab nichts, was mit unserem heutigen Stand der wissenschaftlichen Medizin vergleichbar wäre, und so führten Erkrankungen zumeist innerhalb von 24 Stunden zum Tod oder heilten von alleine. Den Betroffenen blieb nur: Hoffen, Bangen und Beten!

Wie aber sähe, bei Transfer von Matthäus 9,18–34, die Situation im Hier und Heute aus, sagen wir, diese fünf Menschen wären hier mitten unter uns, die Bluterin, der Vater mit seiner gerade verstorbenen Tochter, die beiden blinden Männer und der gehörlose Mann? Welche Behandlungsmöglichkeiten beständen? Eine anhaltende gynäkologische Blutungsproblematik würde umgehend in der Notaufnahme abgeklärt und durch Behebung der zu Grunde liegenden Störung therapiert. Die Erblindung von Person drei und vier, am ehesten hervorgerufen durch die häufigste infektiöse

Ursache für Erblinden, dem damals endemischen Trachom, wird heutzutage entweder antibiotisch im Frühstadium oder mittels kleinem chirurgischen Eingriffs erfolgreich behandelt. Das plötzlich tot umgefallene Kind würde mittels Notärztin und RTW unter laufender Reanimation und Elektroschocktherapie in einen Schockraum eingeliefert (Person zwei), und eine Gehörlosigkeit, z.B. durch angeborene Taubheit, würde heutzutage durch ein frühzeitig erfolgtes Cochlea-Implantat behandelt (Person fünf), so dass ein weitgehend normales Hören und Sprechen schon im Kleinkindalter möglich würde.

Sie sehen also: Die moderne Medizin braucht keinen Jesus. Er wäre – verzeihen Sie mir diese drastischen Worte – weitgehend überflüssig. Denn wenn auch nicht *eine* ärztliche Persönlichkeit alle diese Maßnahmen heutzutage ergreifen könnte – es sind ja unterschiedliche Fachdisziplinen (Gynäkologie, Augenheilkunde, Notfallmedizin, HNO) gefragt – so könnte doch die moderne Wundermedizin als Ganzes genau diese Heilungen höchst erfolgreich durchführen. Und nur wenn sie autonom, also ohne Religion oder Philosophie, diese ihre Arbeit vollrichtet, dann kann sie ihrem eigenen kurativen Anspruch gerecht werden.

Die Wunder-Hochleistungs-Medizin, sie ist für jeden von uns verfügbar und tagtägliche Praxis. Wir alle können in ihren Genuss kommen. Viele noch vor 100 Jahren unheilbar erscheinende oder mit entsetzlich Leiden verbundene Erkrankungen haben inzwischen effektive medizinische Lösungen gefunden. Und ihre Wirksamkeit erfahren wir täglich am eigenen Leib: Haben Sie gestern etwas zu viel Alkohol getrunken und leiden heute unter einem schrecklichen Kater? Dann haben Sie sicherlich schon 1 g Aspirin zu sich genommen. Quält Sie wieder Ihre Migräne? Ein Triplan gibt schnelle Abhilfe. Und sollten Sie etwas zu viel gegessen haben, z.B. gestern im Biergarten bei strahlendem Sonnenschein einen köstlichen Schweinsbraten mit Knödel, und leiden nun unter unumgänglicher Gastritis mit Sodbrennen: Ein Griff in die Medikamentenkiste und mittels Magensäurehemmung durch PPIs ist schnelle Linderung verfügbar.

Von Jesus, dem Saum seines Gewandes, seinen tröstenden Worten oder seinem Appell an den Glauben: Keine Spur.

2. Die Wunder der Medizin

Wie gezeigt, hat die moderne Hochleistungsmedizin Einzug in unseren Lebensalltag gehalten. Ganz selbstverständlich ist der medizinische Fortschritt in unser Gesundheitsverhalten integriert. Das ärztliche Dogma am Beginn des 20. Jahrhunderts: „Der Arzt kann selten heilen, häufig lindern, aber immer trösten“ hat sich verwandelt in eine allgemeine Erwartungshaltung, dass auch die schlimmsten Krankheiten besiegt werden können und wir weitgehend frei von Krankheiten unser Leben „genießen können“. Und ist diese Erwartung nicht auch gerechtfertigt?

Nicht nur hat sich die Lebenserwartung drastisch erhöht durch die Hochleistungsmedizin, sondern auch komplexe Erkrankungen können diagnostiziert und therapiert werden. Denken Sie an die Fortschritte der Genetik, um Erbkrankheiten frühzeitig zu diagnostizieren und inzwischen auch durch Gentherapie gezielt zu behandeln. Der Siegeszug der Medizin im 20. Jahrhundert begann mit der effektiven Behandlung der Tuberkulose und anderer infektiologischer Erkrankungen, die für Erwachsene die Todesursache Nummer eins darstellten. Heutzutage muss man zur Behandlung einer Lungenentzündung noch nicht mal mehr ins Krankenhaus, das kuriert man sozusagen am Küchentisch aus. Herzkreislauferkrankungen wie Schlaganfall und Herzinfarkt können durch Katheter-Interventionen mit Wiedereröffnung der Adern abgewendet werden. Und selbst die malignen Erkrankungen, für lange Zeit unheilbar, werden Zug und Zug besser therapierbar, mit immer weniger aggressiven und effektiveren Behandlungsverfahren. So kann sich das Leben mit einer fortgeschrittenen, also metastasierten Tumorerkrankung über viele Jahre hinziehen, und das zumeist mit ordentlicher Lebensqualität. Weitere Beispiele für noch vor 100 Jahren unvorstellbarer Erfolge sind die Transplantationsmedizin mit Organersatz, die Blutwäsche (Dialyse) bei Nierenversagen, das Kunstherz als Überbrückungsmethode bis zur endgültigen Herztransplantation, weltweit erfolgreiche Impf-Programme zur Verhinderung von tödlichen Kinderkrankheiten, die operative Versorgung auch komplexer Unfälle durch die moderne Traumatologie und der Gelenk-Ersatz von verschlissenen Knie- und Hüftgelenken,

der eine Mobilität bis ins hohe Alter ermöglicht. Auch meine eigene Disziplin, die Endokrinologie, also die Kunde von den Hormonen, hat wahre Wunder der Medizin ermöglicht. Luise Brown wurde 1978 als erstes Retortenbaby in Manchester geboren, seitdem sind Millionen von ungewollt kinderlosen Paaren zu glücklichen Eltern geworden. Und die sexuelle Selbstbestimmung der Frau mit sozialer und beruflicher Emanzipation ist in unserer Gesellschaft ohne die effektive Geburtenkontrolle mittels hormoneller Antikonzeption undenkbar – übrigens Nobelpreis für Chemie 1939 (Adolf Butenandt) und Wirtschaftsnobelpreis 2023 (Claudia Goldin).

In Summe möchte ich feststellen, dass bei dieser unvollständigen Aufzählung der Wunder der Medizin mir und Ihnen natürlich klar wird, wie vieles, was noch vor 100 Jahren unvorstellbar war, heutzutage eingepreist ist. D.h. es ist eine Selbstverständlichkeit geworden, für 98 % aller Erkrankungen effektive Behandlungsmaßnahmen zu haben, sie werden eingefordert wie die Reparatur des Autos. So kann es passieren, dass im Krankenhaus-Alltag ganz andere Themen als die Gesundheit dominieren: „Lieber Doktor Reincke, natürlich verstehe ich, dass ich nach der Stentung meiner linken Herzkranzarterie Nachuntersuchungen notwendig sind, aber jetzt möchte ich erst mal in den Urlaub reisen, es muss schon etwas weiter weg sein, damit ich Abstand finde, Malediven, Bali oder so.“ Oder: „Klar, dass meine Nebennierenschwäche nicht ideal ist für die einsame vierwöchige Wanderung durch die Wüste Gobi, doch habe ich mir das nun mal in den Kopf gesetzt“. Verstehen Sie es bitte nicht falsch: trotz Behinderung und Erkrankung sich vieles zuzutrauen, hat meine ganze Unterstützung. Mir geht es um die damit verbundene imperative Forderung und die Anspruchshaltung, die die eigene existentielle Verwundbarkeit und auch das Staunen über die medizinisch glückliche Wendung nicht mehr zulassen. Dahinter mache ich ein Fragezeichen.

Parallel mit den spektakulären Erfolgen der Medizin beobachten wir eine zunehmende Säkularisierung der Gesellschaft. Religiosität im öffentlichen Leben hat abgenommen, die Kirchen als wichtige Stimme der Humanität verlieren an Gewicht, und die Zahl der Kircheng Austritte ist auf Höchstniveau.

Könnte hieran, also an der Krise der evangelischen und katholischen Kirche in der westlichen Welt, könnte hieran die Medizin einen Anteil haben? Marginalisieren die Erfolge und Wunder der Medizin den Bedarf an Lindern und Trösten und machen so die Religion zunehmend überflüssig? Nach dem Motto: „Wofür brauchen wir noch einen Jesus, wenn schon meine nette Allgemeinärztin um die Ecke die meisten meiner Gesundheitsleiden erfolgreich therapieren kann beziehungsweise mich zumindest an Spezialisten überweisen kann, die mir helfen. Da muss ich ja gar nicht mehr gläubig sein!“ Ist also die Medizin mit ihren vielfältigen Wundern der gesellschaftliche Leichengräber der Religion? Und in die Zukunft gedacht, wird kein Bedürfnis nach Spiritualität und Religiosität übrigbleiben, falls tatsächlich die Medizin im Verbund mit der Technologie und der künstlichen Intelligenz das Paradies auf Erden zu schaffen in der Lage sein wird?

3. Wunder der Medizin: Eine Synthese

Ich habe auf diese provokative These keine endgültige Antwort. Jedoch scheint es mir, dass moderne Medizin und Spiritualität nicht Konkurrenten um die existenzielle Aufmerksamkeit des Menschen sind, sondern eher Geschwister, die wir komplementär benötigen. Warum?

Mögen die Wunder der Medizin auch noch so großartig sein, so trifft doch eine akute Erkrankung immer einen einzelnen Menschen in seiner existenziellen Situation. Auch wenn die Aussichten auf Heilung durch Therapie großartig sind, hilft uns im Augenblick, wo bei uns der Blitz der Erkrankung eingeschlagen hat, dies doch vergleichsweise wenig. Umso mehr benötigen wir Linderung und Tröstung, die uns spirituell aus anderen Quellen als denen der Medizin zugänglich werden muss.

Wie dieses geschehen kann, mag an dem roten Faden, den Lesungen, Texte und Musik am heutigen Tag beschreiten, zu erkennen sein. Dieser rote Faden wurde sorgsam von den geistigen Urhebern des heutigen Tages, Professor Martin Wallraff und Kirchenmusikdirektor Michael Roth, gewoben. Er wird kongenial von den Lektoren und unserem Markuschor umgesetzt und lässt sich leitmotivisch mit „Die Zerbrechlichkeit des Menschseins: Trauer, Hoffnung, Trost, Heilung!“ zusammenfassen. Unser heutiges Gottesdienstprogramm schlägt also eine spirituelle Brücke zwischen dem

wissenschaftlich-medizinischen Blick auf den Menschen und dem tiefen existentiellen Bedürfnis nach Trost und Heilung. Die Lieder EG 236 und 421 thematisieren die existentielle Ohnmacht und Erschöpfung des Menschen angesichts Erkrankung und Tod. Und die Musik antwortet mit dem Chorsatz zu Johann Sebastian Bachs „Contrapunctus I“: „Ich steh vor dir mit leeren Händen, Herr“. In solchen Extremsituationen benötigen wir physische und psychische Transformation durch Glauben und Vertrauen: Dies nimmt das Lied „Jesus nimmt die Sünder an“ und der Choral „Jesu, meine Freude“ auf spiritueller Ebene auf.

Am Ende des Gottesdienstes erinnern die Arrangements von Kate Rusbys „Underneath the Stars“ und von Herbert Grönemeyers „Mensch“ daran, dass Schmerz, Verlust, aber eben auch das Weiterleben, das Trösten und das Lieben das eigentliche Kernwunder des Menschseins ausmachen.

Kommen wir zurück zu: „Der Arzt kann selten heilen, häufig lindern, immer trösten.“ Heißt es heute womöglich durch die Hochleistungs-Wundermedizin nun umgekehrt: „Der Arzt kann immer heilen, immer lindern, aber nicht mehr trösten?“ Wie armselig wäre dies! Und hier, glaube ich, liegt die Kernkompetenz, das wirkliche Credo unseres Christentums.

Hand in Hand, nicht konkurrierend, können uns medizinische Wunder und Hochleistungsmedizin auf der einen Seite und Glaubensspiritualität auf der anderen Seite bei existenziell bedrohlichen Krankheiten helfen.

Die Texte und die Musik des heutigen Gottesdienstes zeigen den Menschen in seiner großen Verletzlichkeit, der Heilung sucht und sie erfahren kann im Singen von Liedern, von Psalmen und von Chorsätzen. Dann sind wir im Leid nicht allein!

Psychologie

5. So. nach Trinitatis, 5.7.2026

Prof. Dr. Thomas Ehring

(Lehrstuhlinhaber für Klinische Psychologie und Psychotherapie, Wissenschaftlicher Leiter der Psychotherapeutischen Hochschulambulanz)

Da sandte Isebel einen Boten zu Elia und ließ ihm sagen: Die Götter sollen mir dies und das tun, wenn ich nicht morgen um diese Zeit dir tue, wie du diesen getan hast! Da fürchtete er sich, machte sich auf und lief um sein Leben und kam nach Beerscheba in Juda und ließ seinen Diener dort. Er aber ging hin in die Wüste eine Tagereise weit und kam und setzte sich unter einen Ginster und wünschte sich zu sterben und sprach: Es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele; ich bin nicht besser als meine Väter. Und er legte sich hin und schlief unter dem Ginster.

Und siehe, ein Engel rührte ihn an und sprach zu ihm: Steh auf und iss! Und er sah sich um, und siehe, zu seinen Häupten lag ein geröstetes Brot und ein Krug mit Wasser. Und als er gegessen und getrunken hatte, legte er sich wieder schlafen.

Und der Engel des Herrn kam zum zweiten Mal wieder und rührte ihn an und sprach: Steh auf und iss! Denn du hast einen weiten Weg vor dir. Und er stand auf und aß und trank und ging durch die Kraft der Speise vierzig Tage und vierzig Nächte bis zum Berg Gottes, dem Horeb. Und er kam dort in eine Höhle und blieb dort über Nacht.

Und siehe, das Wort des Herrn kam zu ihm: Was machst du hier, Elia? Er sprach: Ich habe geeifert für den Herrn, den Gott Zebaoth; denn die Israeliten haben deinen Bund verlassen und deine Altäre zerbrochen und deine Propheten mit dem Schwert getötet und ich bin allein übrig geblieben, und sie trachten danach, dass sie mir mein Leben nehmen.

Der Herr sprach: Geh heraus und tritt hin auf den Berg vor den Herrn! Und siehe, der Herr ging vorüber. Und ein großer, starker Wind, der die Berge zerriss und die Felsen zerbrach, kam vor dem Herrn her; der Herr aber war nicht im Winde. Nach dem Wind aber kam ein Erdbeben; aber der

Herr war nicht im Erdbeben. Und nach dem Erdbeben kam ein Feuer; aber der Herr war nicht im Feuer.

Und nach dem Feuer kam ein stilles, sanftes Sausen. Als das Elia hörte, verhüllte er sein Antlitz mit seinem Mantel und ging hinaus und trat in den Eingang der Höhle. Und siehe, da kam eine Stimme zu ihm und sprach: Was hast du hier zu tun, Elia? Er sprach: Ich habe für den Herrn, den Gott Zebaoth, geeifert; denn die Israeliten haben deinen Bund verlassen, deine Altäre zerbrochen, deine Propheten mit dem Schwert getötet und ich bin allein übrig geblieben, und sie trachten danach, dass sie mir das Leben nehmen.

Aber der Herr sprach zu ihm: Geh wieder deines Weges durch die Wüste nach Damaskus.

1. Könige 19,2–15a

“People are wonderful. It is true. People really are wonderful”¹. Desmond Tutu, der 2021 verstorbene anglikanische Bischof und Friedensnobelpreisträger aus Südafrika, wurde – so schrieb er einmal – häufig gefragt, was er aus den vielen Erfahrungen seines Lebens gelernt habe. Und seine Antwort darauf war eben diese: „Menschen sind wunderbar“.

In der heutigen Kanzelrede geht es um die Psychologie und damit um eine Wissenschaft, bei der dieser „wunderbare Mensch“ im Zentrum steht. Psychologie beschäftigt sich mit menschlichem Erleben und Verhalten; diese wollen wir mit wissenschaftlichen Methoden beschreiben, messen, erklären, vorhersagen und verändern. Und damit besteht ein ganz spezielles Verhältnis zwischen der *forschenden* Person und dem *beforschten* Gegenstand: auf *beiden* Seiten dieses Verhältnisses stehen Menschen. Unser Forschungsgegenstand ist nicht irgendwo da draußen, sondern er betrifft uns als Forschende unmittelbar selbst.

Zwei Folgen dieser besonderen Grundkonstellation möchte ich nennen: Gerade weil wir uns selbst in dem Forschungsgegenstand wiederfin-

¹ Desmond Tutu (2004). *God Has a Dream: A Vision of Hope for Our Times* (p. 97). New York: Random House.

den, brauchen wir Methoden, die uns vor vorschnellen Gewissheiten schützen. Die wissenschaftliche Psychologie arbeitet daher vor allem empirisch². Und die Diskussion darüber, wie objektiv, verlässlich und replizierbar unsere Forschungsergebnisse sind und wie wir diese Aspekte immer weiter verbessern können, spielt in unserem Feld eine ganz zentrale Rolle. Eine zweite Konsequenz des Zusammenfallens von forschender Person und Forschungsgegenstand ist aber auch, dass für die Psychologie wahrscheinlich in besonderem Maße das Leitmotiv dieser Gottesdienstreihe gilt: Staunen und Sich-Wundern ist sowohl Ausgangspunkt vieler Forschungsbemühungen als auch eine häufige Reaktion auf Forschungsergebnisse³.

In meiner eigenen Forschung beschäftige ich mich vor allem mit den psychischen Folgen traumatischer Erlebnisse. Darum habe ich für diesen Gottesdienst den Bibeltext über Elia in der Wüste gewählt. Was er erlebt hat, würden wir heute als Trauma bezeichnen⁴. Er hat mitbekommen, wie viele seiner Weggefährten getötet wurden und wird auch selbst mit dem Tod bedroht. Darum flieht er in die Wüste.

In unserer Forschung und psychotherapeutischen Arbeit haben wir ebenfalls mit Menschen zu tun, die Traumata erlebt haben, zum Beispiel körperliche oder sexuelle Gewalt. Andere sind wie Elia geflohen vor Verfolgung, Gewalt oder Krieg. Manche haben Unfälle oder Naturkatastrophen überlebt. Traumata gab es immer schon; bereits in der Bibel und anderen

² Darüber hinaus spielen in Teilbereichen der Psychologie auch hermeneutische Ansätze und qualitative Methoden eine Rolle.

³ Ein paar Beispiele: Wie ist es möglich, dass ein Kind innerhalb von wenigen Jahren die Muttersprache flüssig erlernt; welche Mechanismen sind dabei beteiligt? Wie funktioniert unser Gedächtnis; warum behalten wir manche Informationen unser Leben lang und vergessen andere? Wie schaffen wir es, auch in großen Gruppen auf engem Raum geregelt und friedlich zusammenzuleben; wie funktioniert erfolgreiche Kooperation? Warum sind wir nicht in der Lage, weitreichende Probleme kooperativ zu lösen, wie z.B. den Klimawandel?

⁴ Traumata sind definiert als Ereignisse, die mit Bedrohung des Lebens, körperlicher Gewalt oder sexueller Gewalt einhergehen.

antiken Texten finden wir Hinweise darauf⁵. Auch heute sind traumatische Erlebnisse dieser Art leider nicht selten. Und in den letzten Jahren hat es die christlichen Kirchen und die Öffentlichkeit erschüttert zu erfahren, in welchem Ausmaß auch im kirchlichen Kontext Gewalt stattgefunden hat⁶. Glücklicherweise hat das Bewusstsein für die Häufigkeit von Traumata und deren möglichen Folgen in unserer Gesellschaft zugenommen. Aber in Teilen des öffentlichen Diskurses gibt es auch problematische Vorstellungen: Betroffene werden oft als passive Opfer ihrer Erlebnisse dargestellt; als Personen, die zwangsläufig durch die Erfahrungen „gebrochen“ sind und die deswegen ihr Leben lang mit den Folgen zu kämpfen haben werden.

Die Forschungsergebnisse sprechen hier eine andere Sprache: Die häufigste Reaktion auf traumatische Erlebnisse ist überraschenderweise Resilienz. Vielen Menschen gelingt es, ihr Leben trotz des Ereignisses weitgehend unbeeinträchtigt weiterzuleben oder sich nach einer ersten Belastungsphase wieder zu erholen. Mich bringt dieses Forschungsergebnis immer wieder zum Staunen: die beeindruckende menschliche Widerstandsfähigkeit gegenüber extremen Erfahrungen und extremem Leid.

Und dennoch hat diese Resilienz auch Grenzen: in bestimmten Situationen können Traumata die Fähigkeit zur Verarbeitung überfordern und dann auch langfristig zu schweren Beeinträchtigungen führen. Und da traumatische Erlebnisse häufig sind, sind insgesamt doch viele Menschen davon betroffen. Zu den Symptomen gehören zum Beispiel Flashbacks, d.h. häufige belastende Erinnerungen an die schrecklichen Erlebnisse, starke Angstsymptome und Schreckhaftigkeit sowie Vermeidung und Rückzug. In diesen Fällen sprechen wir von einer Posttraumatischen Belastungsstörung.

Aber auch hier gibt es eine gute Nachricht: Wir verstehen immer besser, was für die Verarbeitung von Traumata notwendig ist und wie wir daraus wirksame psychotherapeutische Interventionen entwickeln können.

⁵ Im Alten Testament zum Beispiel sexualisierte Gewalt (2 Sam 13,1–19), Krieg, Zerstörung, Exil (Klagelieder 3,17–20), Verlust (Hiob 3,11–26); Zerstörung der Stadt Ur (Ben Ezra, 2002, *American Journal of Psychiatry*, 159, 1437).

⁶ <https://www.ekd.de/aufarbeitungsstudie-forum-82255.htm>

Die Ergebnisse der Forschung zeigen: Psychotherapie bei Posttraumatischer Belastungsstörung ist hochwirksam, wenn sie den evidenzbasierten Prinzipien folgt⁷. Menschen sind nicht für immer gebrochen, sondern können mit geeigneter therapeutischer Unterstützung Traumata bewältigen.

Aus den vielen Einzelaspekten, die in wirksamen Varianten der Psychotherapie bei Posttraumatische Belastungsstörungen eine Rolle spielen, möchte ich zwei hervorheben. Zum einen beinhaltet die Therapie, die Erinnerungen an die traumatische Situation in einem sicheren Kontext wieder hervorzuholen und so zu verarbeiten, dass sie nicht mehr regelmäßig als Flashbacks wiederkehren. Bei der Entwicklung und vor allem Verfeinerung dieser Techniken haben die Ergebnisse der psychologischen Grundlagenforschung zur Funktionsweise des Gedächtnisses eine zentrale Rolle gespielt.

Ein zweiter wichtiger Bestandteil der Therapie ist die Beschäftigung damit, wie die traumatischen Erlebnisse die Überzeugungen der Betroffenen verändert haben, ihren Blick auf sich selbst, auf Beziehungen, die Welt, den Sinn ihres Lebens, auf Fragen nach Gerechtigkeit, Schuld oder Vertrauen. Nach der erfolgreichen Bewältigung traumatischer Erlebnisse geht es nicht zwangsläufig genauso weiter wie zuvor. Nicht selten ist es erforderlich, sich neu zu orientieren, die eigenen Werte und Ziele zu klären und sehr grundlegende Überzeugungen neu zu überdenken⁸.

Die Psychologie ist ein faszinierendes Fach. Sie bringt uns immer wieder zum Staunen. Und Ergebnisse psychologischer Forschung können tiefgreifende Effekte auf das Leben von Menschen haben, zum Beispiel in der Psychotherapie von Menschen nach Traumata.

⁷ Nicht jede psychotherapeutische Intervention ist dabei gleichermaßen effektiv. Einen Überblick über wirksame Behandlungen gibt die klinische Leitlinie:

<https://register.awmf.org/de/leitlinien/detail/155-001>

⁸ Wenn dies gelingt, entsteht in manchen Fällen dann sogar etwas, das wir *Posttraumatisches Wachstum* nennen: Betroffene berichten dann, dass die traumatische Erfahrung neben viel Leid auch positive Veränderungen gebracht hat, zum Beispiel eine intensivere Wertschätzung des Lebens, höheres Selbstvertrauen, eine neue Prioritätensetzung oder ein tieferes Verständnis für den Sinn des Lebens.

Aber: Als Psychologe stoße ich auch immer wieder an Grenzen. Psychologische Forschung zu betreiben macht sehr demütig, denn letztendlich ist unser Forschungsgegenstand so komplex, dass unser Verständnis der Prozesse immer eine Annäherung bleibt. So sind unsere Aussagen in der Regel probabilistisch, d.h. sie beruhen auf Wahrscheinlichkeiten, nicht Gesetzmäßigkeiten. Menschliches Erleben und Verhalten lassen sich noch nicht – einige sagen prinzipiell niemals – *vollständig* erklären und vorher-sagen.

Und schließlich ist die psychologische Betrachtungsweise allein natürlich unvollständig. Um menschlichem Erleben und Verhalten umfassend gerecht zu werden, brauchen wir auch die Ergebnisse der Biologie, Medizin, Gesellschaftswissenschaften, Philosophie und Theologie.

Auch bei der Versorgung von Menschen mit psychischen Problemen nach Traumata ist das Zusammenspiel verschiedener Perspektiven und Angebote zentral. Interessanterweise spiegelt sich Ähnliches auch in unserem Bibeltext wider. Elia bricht in der Wüste zusammen, er ist verängstigt und hat seinen Lebenssinn verloren. Und dann erhält er nacheinander sehr verschiedene Formen von Unterstützung, um aus dieser Situation herauszu-kommen. Als Erstes bekommt er etwas zu essen und zu trinken sowie ausreichend Schlaf. Die körperlichen Bedürfnisse stehen ganz am Anfang. Wenn es damals schon Psychotherapie gegeben hätte, wäre danach ein guter Zeitpunkt dafür gewesen, das Erlebte zu verarbeiten. In dem bibli-schen Text gibt es statt Psychotherapeutinnen jedoch Engel als Gefährten, die ihn unterstützen und motivieren, sich wieder auf den Weg machen. Wir werden im Anschluss an diese Kanzelrede passenderweise die Instrumen-talversion des Engels-Terzetts hören, eines Stückes aus dem Oratorium „Elias“ von Mendelssohn Bartholdy. Darin antworten drei Engel auf Elias Verzweiflung und Todeswunsch, und zwar mit den Worten des Psalms 121: *„Hebe deine Augen auf zu den Bergen, von welchen dir Hilfe kommt. Deine Hilfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen, und der dich behütet, schläft nicht.“* Es steckt ein tiefer Trost in Text und Musik.

Und dann kommt es bei Elia zur Begegnung mit Gott, zur erneuten Berufung und zu einer Neuorientierung. Auf beeindruckende Weise wird uns hier vor Augen geführt, wie nach dem Zusammenbruch kein „Weiter so“ folgt. Elia, der vorher auf die großen und machtvollen Zeichen Gottes gesetzt hat, findet die Antwort diesmal nicht im Sturm, Erdbeben oder Feuer, sondern in der Stille.

Menschen benötigen nach Traumata nicht sofort eine Psychotherapeutin. Sie brauchen häufig wie Elia zunächst einmal Sicherheit, Versorgung der körperlichen Bedürfnisse und soziale Unterstützung. Psychotherapie ist dann notwendig, wenn sich abzeichnet, dass die Verarbeitung des Traumas allein nicht gelingt. Dann kann sie jedoch sehr effektiv helfen. Aber auch in erfolgreichen Therapien gibt es manchmal noch Aspekte, die unvollständig bleiben. So zum Beispiel die Klärung sehr existenzieller Fragen: Wie kann ich akzeptieren, dass es in der Welt nicht gerecht zugeht? Wie gehe ich mit eigener Schuld um? Woran möchte ich mein Leben ausrichten? Es gibt viele mögliche Antworten auf diese Fragen; manche können im Rahmen der Psychotherapie gefunden werden, andere eher außerhalb. Auch Glaube, religiöse Praxis und Seelsorge können Menschen Halt, Orientierung und Trost in derartigen Lebenslagen geben. Als Psychologe und Psychotherapeut, der mit traumatisierten Menschen arbeitet, wünsche ich mir häufig, dass die Patientinnen und Patienten Zugang zu Seelsorge hätten, die sich aus anderen Quellen speist als die Therapie. Das ersetzt für die Betroffenen nicht den Prozess, eine ganz eigene Haltung zu den existenziellen Fragen zu finden. Aber der religiöse Kontext kann hier Deutungsrahmen, tradierte Texte oder Musik, manchmal auch Rituale oder Formen der gemeinschaftlichen Bewältigung anbieten.

Auch Desmond Tutu, dessen Begeisterung über die wunderbare Natur des Menschen am Anfang dieser Rede stand, hat sich viel mit den existenziellen Fragen beschäftigt, die aus der Erfahrung von Unterdrückung, Ungerechtigkeit, Feindschaft und Gewalt entstehen. Daher ist seine Begeisterung für die Menschen nicht naiv, im Gegenteil. In seinem Buch steht die zitierte Aussage in einem Kapitel, in dem er über das Leiden nachdenkt.

Dieses gehört nach seiner tiefen Überzeugung untrennbar zum Menschsein dazu⁹. Tutu macht sich ebenfalls keine Illusionen darüber, zu welchen schrecklichen Taten Menschen fähig sind. Aber er versucht als Theologe und Seelsorger, Orientierung zu bieten, Mut zu machen, und skizziert Gottes Traum für diese Welt, an dem es sich lohnt mitzuwirken. Das ist kein abstraktes Konzept geblieben, sondern bildete eine wichtige Grundlage für individuelle und gesellschaftliche Heilungsprozesse in Südafrika, zum Beispiel im Rahmen der Wahrheits- und Versöhnungskommission, deren Vorsitzender er war.

Nun habe ich einen weiten Bogen geschlagen von der Psychologie als Wissenschaft hin zu ganz konkreten Praxiskontexten, in denen sich zeigt, ob die Anwendung dieser Wissenschaft das Leben von Menschen zum Besseren verändern kann. In vielen Bereichen hat sich die angewandte Psychologie als sehr leistungsfähig erwiesen. Aber jede Erfahrung in der Praxis wirft wieder neue Fragen für wissenschaftliche Studien auf. Auf diesem Wege immer besser zu verstehen, wie wir unseren Beitrag zur Lösung individueller und gesellschaftlicher Probleme leisten können, auch das ist für mich ganz persönlich eine zentrale Motivation dafür, Wissenschaft zu betreiben. Und die Neugier, das Staunen und das Sich-Wundern sind dabei ständige Wegbegleiter.

⁹ „Dear Child of God, I am sorry to say that suffering is not optional. It seems to be part and parcel of the human condition.” Desmond Tutu (2004). *God Has a Dream: A Vision of Hope for Our Times* (p. 71). New York: Random House.

Theologie

Mittwoch, 15.07.2026, in St. Ludwig

Prof. Dr. Martin Wallraff

(Lehrstuhlinhaber für ältere und weltweite Christentumsgeschichte, evangelischer Universitätsprediger)

Und es begab sich, als Jesus diese Rede vollendet hatte, dass sich das Volk entsetzte über seine Lehre; denn er lehrte sie mit Vollmacht und nicht wie ihre Schriftgelehrten.

Matthäus 7,28 f.

Liebe Schwestern, liebe Brüder,

in den evangelischen Universitätsgottesdiensten hatten wir in diesem Semester große und bedeutende Wissenschaftler zu Gast. Sie haben aus der Perspektive ihres Faches über die „Wunder der Wissenschaft“ nachgedacht. Ich habe dabei viel gelernt und bin ihnen zutiefst dankbar. Aber ich habe beim Zuhören eine Beobachtung gemacht.

Die naturwissenschaftlich denkenden Kolleg:innen haben die Wunder der Wissenschaft immer auf der Ebene der Resultate gesehen, also was bei Wissenschaft herauskommt. Die Fortschritte, die dabei gemacht wurden, wie die Grenzen des Verstandenen und Gewussten immer weiter nach vorne gedrückt wurden, wie möglich wurde, was eine Generation zuvor noch für undenkbar galt. Die Wissenschaftler haben das Wunder erblickt auf der Ebene der gegebenen Antworten, nicht auf der Ebene der gestellten Fragen.

Der Mediziner Martin Reincke hat gesagt: Wenn man die Medizin nur lässt, ganz allein lässt, also ohne philosophische oder religiöse oder ideologische Vorgaben machen lässt, dann schafft sie Unglaubliches. In diesem Sinne: schafft sie Wunder. Und das stimmt ja: Reincke hat das in seiner Rede wunderbar illustriert – allein anhand der veränderten Lebenserwartung. In gut 100 Jahren ist sie auf etwa das Doppelte gestiegen, größtenteils einfach wegen der Säuglingssterblichkeit, die spektakulär zurückgegangen

ist. Vielleicht ein Drittel derer, die heute hier sitzen, säßen nicht hier, weil sie die ersten paar Wochen nicht überlebt hätten. Wenn das kein Wunder ist!

Ja, es ist ein Wunder, und ja, es ist Wissenschaft *als solche*, die es vollbracht hat. Also Wissenschaft nicht mit Zweck und Auftrag, nicht die Pharmaindustrie und nicht eine religiös oder politisch gesteuerte Erkenntnisbemühung, sondern freie Wissenschaft, Suche nach Erkenntnis um ihrer selbst willen. Dass *das* so viel bringt, ist ein Wunder, in der Tat.

Aber was folgt daraus für die Religion? Für Glaube, Seelsorge und Gebet? Kommt ihr dann die Rolle zu, dass sie tröstet, wo Wissenschaft doch nicht oder noch nicht hilft? Dass sie die Tür offen hält, wo Wissenschaft nicht hinreicht? Wo wissenschaftliche Hypothesen derzeit nicht begründet möglich sind?

Diese Rolle hat sie, kann sie haben und darf sie haben. Gerade im Bereich der Medizin. Gerade angesichts von Krankheit, die nicht nur objektiv diagnostiziert und therapiert gehört, sondern auch subjektiv durchlebt und durchlitten wird.

Aber wenn man das konsequent weiterdenkt, kommt man schnell an den Punkt, an dem Glaube und Religion eine Alternative zur Wissenschaft sind. Meinetwegen komplementär, meinetwegen partnerschaftlich verbunden, aber eben doch: eine Alternative.

Doch das ist zu wenig. Gerade deshalb gibt es nicht nur Glauben, sondern auch Glaubenswissenschaft. Gerade deshalb gibt es nicht nur Seelsorge und Kontemplation, sondern auch Theologie und – im besten Sinne – Religions-Wissenschaft. Denn Glaube und Religion haben *eben auch* diesen Zug zur Wissenschaft. Sie drängen danach und verlangen danach. Sicherlich nicht nur das Christentum, aber das Christentum (mit seinen nahen Verwandten Judentum und Islam) ganz besonders.

Das Christentum setzt Fragen frei, beginnend mit den ganz großen, und von dort hinabgehend zu kleineren. Da gibt es die Fragen nach dem Sinn des Lebens. Die Frage, ob es Gott gibt und was man von ihm – oder ihr – wissen kann. Die Frage, wie ein Leben gott-gerecht zu leben ist. Die

Frage, wie Gemeinschaft und Gemeinde zu gestalten ist. Die Frage, wie geworden ist, was geworden ist. Und so weiter.

Und es gibt Anstalten, Institutionen, in denen dieses Fragen seinen Ort hat, in denen Regeln gelten für das Fragen und das Diskutieren, in denen sich Gemeinschaft bildet um die Fragen. Wir nennen das heute Universität, lateinisch *universitas litterarum*, der Gesamtbetrieb der Wissenschaft. Und auch wenn unsere Fakultät heute die kleinste ist, darf man doch daran erinnern, dass die Universität *als solche* im Mittelalter aus christlichem, aus kirchlichem Lehrbetrieb hervorgegangen ist. Sie hat sich davon emanzipiert, gewiss, und es ist richtig und wichtig, dass jede Disziplin für sich forscht, neugierig ist und dabei buchstäblich Wissen schafft.

Aber *dass* sie es tut und *dass* sie es kann – das ist doch das eigentliche Wunder! Nicht die Strecke, die sie dabei zurücklegt, nicht der Fortschritt der Erkenntnis, nicht die stets anwachsende Menge des Wissbaren und Gewussten oder des Machbaren und Gemachten, sondern der Motor dahinter. Dass der Mensch überhaupt so fragt, dass er im Fragen, im Forschen ständig über sich hinausgeht – das ist gar nicht selbstverständlich. Dass jede beantwortete Frage immer nur der Ausgangspunkt für neue Fragen ist – das ist eigentlich unglaublich.

Die ganz großen und die ganz kleinen Zusammenhänge, die uns Harald Lesch aufgeschlossen hat, die Galaxien und die Elementarteilchen und ihre Bruchteile – das alles zu wissen und zu erkennen, wird absehbar nie so direkt unsere Lebensqualität beeinflussen wie die moderne Hochleistungsmedizin. Und doch ist es uns kollektiv viele Millionen Euro wert. Wir wollen das wissen, *weil wir es wissen wollen*.

Wenn man darüber nachdenkt, macht man sich schnell klar: Es ist richtig und wichtig, dass jede Disziplin für sich forscht, und die zunehmende Spezialisierung treibt uns auseinander. Ich verstehe oft schon innerhalb der Theologie nicht mehr genau, was meine Kollegen eigentlich so treiben und warum das nötig oder nützlich ist. Aber *dass* wir überhaupt so denken und so fragen und so forschen, das hält uns zusammen. In der Fakultät und in der Universität.

Und da kommt nun wieder die Kategorie des Wunders ins Spiel, und zwar nicht das Wunder als das noch nicht Erklärte oder als Durchbrechung der Naturgesetze. Das Wunder nicht als ein Ereignis oder ein Tatbestand oder ein Fakt. Nicht als ein Substantiv, sondern als ein Verb, ein Tunwort. Wunder kommt von „wundern“, genauer: „sich wundern“, also reflexiv, auf sich selbst bezogen. Sich selbst Fragen stellen, auch: sich selbst in Frage stellen, die Dinge – auch sich selbst – nicht für selbst-verständlich nehmen. Aber sie doch verständlich zu machen oder es zumindest zu versuchen – das ist das eigentliche Wunder der Wissenschaft.

Es gibt keine Chance – auch in den Naturwissenschaften nicht –, dass die Menge der gegebenen Antworten je größer wird als die Menge der gestellten Fragen. Und das ist gut so. Fragt weiter, ihr alle Mediziner, Astrophysiker, Archäologen und Theologen! Ihr werdet, wir werden unsere blauen Wunder erleben!

Oft ist in den Evangelien von Wundern Jesu die Rede, und oft enden solche Geschichten mit einer Formel, die etwa so lautet: „das Volk wunderte sich sehr“. Jetzt, erst ganz am Schluss, komme ich zu dem Bibeltext, der eigentlich meinen Ausgangspunkt bildet. Den Predigttext, wie der Protestant gerne sagt. Dieser Text ist ganz kurz. Es ist eine dieser Formeln, nämlich: „Und es begab sich, als Jesus diese Rede vollendet hatte, dass sich das Volk wunderte über seine Lehre; denn er lehrte sie mit Vollmacht.“ (Mt 7,28-29a) Das Besondere daran ist, dass in diesem Fall gar keine wirkliche Wundergeschichte vorausgeht. Keine Blindenheilung oder Heilung eines Gelähmten oder Totenerweckung. Sondern es ist – der Abschluss der Bergpredigt. Was vorausgeht, drei ganze Kapitel, ist das längste zusammenhängende Stück jesuanischer Lehre und vielleicht auch die direkteste Information über den historischen Jesus, die wir haben.

Als Jesus diese Lehre vollendet hatte, wunderte sich das Volk, denn er lehrte mit Vollmacht, *hōs exousían échōn*. Dieses Wunder ist der Ursprung unserer Theologie. Und das Wahrheitskriterium ist nicht intrinsisch, also: etwas ist wahr, weil es bewiesen werden kann, aus sich selbst heraus.

Sondern das Kriterium liegt außerhalb seiner. Da lehrt einer als ein Vollmacht Habender. Das hat er nicht aus sich, und wer zuhört, merkt: Das ist Jesus, aber auch mehr als Jesus.

Genauso ist es in dem Evangelium, das wir gerade so großartig gesungen gehört haben. Jesus tritt in der Synagoge auf, und die Menschen staunen – nicht über das Heilungswunder, sondern weil er eine „neue Lehre mit Vollmacht (*kat' exousían*)“ hat (Mk 1,27). Und das ist das größte Wunder: eben das Sich-Wundern, das Staunen über eine Lehre, die nicht von uns kommt, die weit über jeden von uns hinausweist und die auch jede Theologie überschreitet.

Gute Theologie weiß das und hat es immer präsent. Gute Theologie weiß, dass alles Wissen Stückwerk ist (so hat es einer ihrer größten Vertreter gesagt, 1 Kor. 13,9). Gute Theologie bleibt unterwegs, statt am Erreichten festzuhalten. Sie stellt mehr Fragen, als dass sie Antworten gibt.

Ja, in den vielen Jahrhunderten haben wir uns nicht immer daran gehalten. Wir haben Bibliotheken gefüllt mit Antworten auf Fragen, die keine Antworten haben. Wir haben Lehrgebäude errichtet, die eine Sicherheit vorspiegeln, die es nicht gibt. Wir haben gestritten, ausgeschlossen, verdammt und verketzert, wo wir auf einander hätten hören sollen, miteinander nachdenken, füreinander sorgen.

Es mag sein, dass andere Disziplinen stolz sind auf ihre Fortschritte. Wir sollten stolz sein auf fällige Rückschritte. Nämlich die Rückbesinnung auf das, was wirklich zählt. *Back to basics*. Wir sollten weniger Antworten geben und mehr Fragen zulassen. Wir sollten uns erinnern, dass nicht die Lehre zählt, die alles weiß, sondern die um ihre Grenzen weiß, und die gerade als solche unbegrenzt ist. Wo andere die Grenzen des Wissbaren und des Machbaren immer weiter vorantreiben, sollten wir die Fenster der Nachdenklichkeit offen halten, Fenster des Staunens und – eben – des Wunders. Denn das ist es, was wir alle brauchen.

Dass wir etwas wissen können – und nicht vielmehr nichts,
dass wir fragen und dabei erkennen können – und nicht vielmehr im
Leeren stochern,

dass wir miteinander sprechen und dabei lernen können – und nicht nur
vereinzelt arbeiten,
dass wir Lehre haben, die über uns hinausweist – und nicht nur leeres
Gerede,
dass wir gemeinsam in den Himmel schauen – und nicht jeder für sich vor
sich hinstarrt,
dass Liebe unter uns ist – und nicht nur Gleichgültigkeit,
dass Leben ist – und nicht nur Tod:
All das ist das Wunder, aus dem unsere und jede Wissenschaft entsteht.
Amen.

